

DÜSSELDORFER DEBATE

Zeitschrift für Politik · Kunst · Wissenschaft

6-7/86

Juni

●
Bist du Egmont? der Graf Egmont?
der große Egmont, der soviel Aufsehen erregt, von dem
in den Zeitungen steht, an dem die Provinzen hängen?
Nein, Klärchen, das bin ich nicht.

(Goethe)

●
Redaktion:
Michael Ben, Thomas Neumann
Karl Anton Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, 02 11/3 61 33 60

Matthias **Beltz**, geb. 1945; Kabarettist und Publizist; u. a.: Vorläufiges Frankfurter Fronttheater; u. a.: Pflasterstrand, Josef.

Günter **Gaus**, geb. 1929; Journalist, Diplomat; Reinbek; u. a.: Wo Deutschland liegt - Eine Ortsbestimmung (Hoffmann & Campe) 1983.

Agnes **Hüfner**, Dr. phil., geb. 1938; Publizistin, Düsseldorf.

Sigurd von **Ingersleben**, Dr. phil., geb. 1944; Soziologe, Westberlin.

Annegret **Jürgens-Kirchhoff**, Dr. phil., geb. 1941; Kunstwissenschaftlerin, Münster; Technik und Tendenz der Montage in der bildenden Kunst des 20. Jahrhunderts (Anabas) 1978.

Michael **Otte**, Dr. rer. nat., geb. 1938; Prof. für Grundlagen der Didaktik der Mathematik in Bielefeld; u. a.: Mathematiker über Mathematik (Hrsg.) 1974; Mathematik, die uns angeht (gem. mit anderen Autoren) 1980; Wissen als „society of minds“, Einleitungsskizze zur dt. Übersetzung von S. Papert: Mindstorms, Kinder, Computer und neues Lernen, 1982.

Hermann Peter **Piwitt**, geb. 1935; Schriftsteller und Publizist, Hamburg; Der Granatapfel (Hoffmann & Campe) - Ein Roman nach Motiven aus dem Leben des italienischen Dichters, Kriegshelden, Lebmannes und Frühfaschisten Gabriele d'Annunzio; ab Aug. 1986.

Czeslaw **Sawicki**, Dr. soz., Dipl. Oec., geb. 1941; Privatgelehrter, Bielefeld.

Karl Heinz **Scherfling**, geb. 1945; Stücke, u. a.: Asphaltkinder, 1979; Nix los in Strinz, 1982; Frank Tragelein oder Die Hölle ist kalt, 1983.

ISSN 0176-7232

DÜSSELDORFER DEBATTE

Herausgeber: Michael Ben, Peter Maiwald
Karl-Anton-Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, Telefon 0211/3613360
Konto 5717004 Deutsche Bank (BLZ 30070010)

Erscheinungsweise: monatlich (außer Juli/August)
Abo-Heftpreis 12,- DM (einzeln 15,- DM) + Versandkosten
Kündigung mit Dreimonatsfrist zum Ende des jeweiligen Abonnement-Jahres.

Copyright©: Verlag Michael G. von Bentivegni-W. / Anzeigenpreislste 1/84
Gestaltung: Kurt Weidemann / Satz: Konkret / Druck: Plätt, Oberhausen
Vertrieb: INTER-ABO Betreuungs-GmbH, Postfach 103245, 2000 Hamburg 1

Editorial2

Michael Otte

Dritter Versuch über die Konsequenzen von Tschernobyl.....4

Matthias Beltz

Unsere Ehre heißt Rache.....7

Sigurd von Ingersleben

Der subjektive Balken im objektiven Weltauge
Eliten, Avantgarden und die Eco-Nomie der Zeit9

Hermann Peter Piwitt

Brief an meine Berliner (und anderen) Freunde18

Agnes Hüfner

Ludwig Börne.....23

Michael Ben

Trotta, ick liebe Dir! — Zeitschriftenschau33

Annegret Jürgens-Kirchhoff

Nachkriegsbilder/Vorkriegsbilder — Zum Verhältnis von
Erinnerung und Antizipation in der Kunst nach 194549

Czeslaw Sawicki

Das Verbrechen, die Gefühle und die Wahrheit
oder Der Film Shoah59

Karl Heinz Scherfling

Fluchtversuch64

Deutsche:

Prof. Otto Reinhold im Gespräch mit Günter Gaus65

Sechs Kondore, alle mit Sendern versehen, schweben hoch über Südkalifornien. Die Spannweite ihrer Flügel beträgt drei Meter. Seit dem Pleistozän, heißt es, sind das die größten Vögel am Himmel. Jedoch nicht mehr lange. Man will sie herab und in den Zoo holen, denn das Territorium ist ihnen feindlich geworden. Ein Problem würde die Transaktion mit sich bringen. Diese uralten Tiere haben eine niedrige Reproduktionsrate — alle zwei Jahre ein Junges — und eine lange Adoleszenz — mehr als sechs Jahre. Einmal im Zoo angekommen, wird es ihnen unmöglich werden, ihrer Nachkommenschaft freie Lebensgewohnheiten beizubringen. Mit einem Wort: Dies Fährlein der sechs Aufrechten sieht seinem Ende entgegen. Die südkalifornischen Ornithologen haben damit keine Schwierigkeit. In der Zeitschrift »Nature« war zu lesen, die Kondore seien eine »senile Art« und größte Vögel wird es weiterhin geben. Nach ihnen werden es die Seeadler sein, und bis zum Zwergkönig läßt sich das noch lange treiben. Der überlebende Nächste ist immer der Größte.

*

Eine ganz andere Art seniler Vögel wurde in der Bundesrepublik durch Tschernobyl aufgeschreckt.

Hätte der Bundeskanzler gesagt, die sowjetischen Kernkraftwerke sind unsicher, die bundesdeutschen dagegen sicher, so wäre darüber zu reden gewesen; man hätte davon ausgehen können, daß von zwei unvergleichlichen Dingen gesprochen wird. Aber Kohl wollte es schlaue einfädeln und sagte, die bundesdeutschen Kernkraftwerke sind die sichersten der Welt. Das war dumm. So wissen wir nun, daß sie doch mit den sowjetischen vergleichbar, auf ein und derselben Sicherheitsskala zu beurteilen sind. Die sind im Prinzip aber nicht im Detail sicher. Es gibt sicherere und die sichersten, unsere. Sie unterscheiden sich von den sowjetischen graduell. Die Wahrscheinlichkeit, daß sie durchbrennen, ist geringer, aber nicht unwahrscheinlicher, hat Kohl uns wider Willen mitgeteilt. Das hat man davon, wenn man den Superlativ in der Hoffnung anwendet, sich von einem ausgesprochenen Verdacht möglichst schnell und möglichst weit entfernen zu können. Der Kanzler vergaß, daß es sich um eine Steigerungsform auf gemeinsamem Ausgangspunkt handelt.

Auch die Gegenseite verbarg ihre auftrumpfende Sprachlosigkeit hinter dem Schein der Unvergleichlichkeit und konnte darum nicht vermeiden, die ungeliebte Wahrheit preiszugeben. Für Insider: Sie wollte es nicht, wie Kohl, schlaue einfädeln, sie wollte im Gegenteil verhindern, daß ein Kamel durchs Nadelöhr geht. Nun ist es durchgegangen. Der Chefredakteur der UZ, Georg Polikeit, kommentierte Tschernobyl: »Mit Harrisburg und der langen Reihe von Störfällen auch in bundesrepublikanischen Kernkraftwerken, die nur durch Zufall nicht in einer großen Katastrophe endeten, ist der Vorfall in der Sowjetunion nicht zu vergleichen. Denn da waren nachweislich mögliche technische Sicherheitsstandards aus Profitgründen nicht beachtet worden. Derartige Gründe sind in der Sowjetunion ausgeschlossen.« Recht hat er, aber er hat nicht bemerkt, daß er angesichts des realexistierenden Unfalls mit seiner Erklärung Profitgründe für derartige Ereignisse überhaupt ausschließt. Und damit hat er, sicher wider Willen, auch recht.

So wie Kohl seiner Wahrheit den Boden entzog, indem er durch Übertreibung das Gemeinsame von Tschernobyl und Biblis hervorhob, so Polikeit, als er den Profit

zu einem der Sache äußerlichen, sie nicht tangierenden Prinzip machte. Ist in Kohls Programmatik der profitabelste Kernreaktor noch allemal der sicherste, im Prinzip also unsicher, so ist für die Programmatik Polikeits nun selbst der sicherste Reaktor nicht mehr profitabel.

Die Akrobatik, in der die politischen Organisationen sich zu Fall brachten, war der Versuch, das je eigene Programm, in dem Tschernobyl nicht vorgesehen war, bei der CDU sowenig wie links von ihrer Spitze, mit den Tatsachen in Übereinstimmung zu bringen. Das ging schief.

*

Tschernobyl ist überall, mindestens in Europa. Und es ist überall nicht nur als Kernkraft, sondern ebenso als intellektuelle Schwierigkeit, auch für Marxisten. Michael Otte und Matthias Beltz kommentieren in dieser Ausgabe der DEBATTE das Problem, in den nächsten werden wir uns um Fortsetzungen bemühen.

Andere Arbeiten des Heftes sind dem Ereignis nicht geschuldet, aber es sind ebenfalls Versuche, wieder Boden unter die Füße zu bekommen. Denn Tschernobyl ist nicht das erste empirische Datum, das sich von unseren theoretischen Gewohnheiten entfernt hat.

Der idealistische Kern des marxistischen Rationalismus ist so ein Thema. Sigurd von Ingersleben schreibt darüber.

Die Welt der Rosa Luxemburg hat in der Arbeiterbewegung nie ein rechtes Unterkommen gefunden. Margarethe von Trotts Film hat das aufgedeckt, die Empörung der versammelten Kritik aus allen Himmelsrichtungen bestätigt es. Michael Ben gibt das Ereignis zu Protokoll.

Die Erfahrung ist auch nicht ganz neu, daß die organisierte fortschrittliche und rückschrittliche Öffentlichkeit gelegentlich ihrer Aufgabe nicht gerecht wird und einzelne, die es nicht lassen können, sich vorübergehend dem »Privat-Patriotismus« verschreiben. Börne tat es, als er seine Zeitschrift, die Wage, gründete. Sein Vorbild ist, obgleich sein Geburtstag zweihundert Jahre zurückliegt, noch immer vorn — Agnes Hufner schreibt aus diesem Anlaß.

Schließlich freut es uns, mit dem abgedruckten Gespräch zwischen Otto Reinhold und Günter Gaus vorführen zu können, was wir bei Ankündigung der ersten DEBATTE vor mehr als zwei Jahren mit dem oft mißverstandenen Satz meinten: Die Zeitschrift bemüht sich, vor die Antworten die Fragen zu stellen. Bei Gaus läßt es sich studieren.

*

Dies ist die zwanzigste Ausgabe, zwei vollständige Jahrgänge. Der vollständige dritte beginnt im September mit Heft 8-9/86. Dazwischen liegt die Sommerpause. Wir wünschen den Lesern dazu Gelegenheit.

Sie hielten es miteinander. Aus.

Volker Braun

Michael Otte

Dritter Versuch über die Konsequenzen von Tschernobyl

Die Zeitungslektüre nach den Tagen von Tschernobyl ist durchaus sehr be-
wegend, weil sie auf allen Seiten eine
Spaltung von Denken und Leben zum
Ausdruck bringt, die selbst lebensbe-
drohend ist, kann man sich ihr als ein-
zelner doch nicht entziehen. Zunächst
scheinen sich die Positionen polar ge-
genüberzustehen, was »DIE ZEIT«
(9.5.1986) an zentraler Stelle ihres Dos-
siers zu dem Kernkraftunfall durch die
Gegenüberstellung der Ausführungen
von Eppler und Riesenhuber augenfäl-
lig macht. Wenn Eppler meint, daß der
Wandel des Bewußtseins sich beschleu-
nigen und zu der Alternative führen
wird, entweder wir schaffen eine indu-
strielle technische Welt, in der Men-
schen ohne Zittern leben können, oder
wir bekommen eine gesplante Gesell-
schaft, so zeigt sich hier überhaupt kei-
ne Alternative, vielmehr wird nur die
negative Tautologie eines gesplanten
Subjekts oder einer gesplanten Gesell-
schaft, d. h. die Totalität eines gespalte-
nen Zustandes zum Ausdruck ge-
bracht.

Der Riesenhuber andererseits blickt
nicht weit genug, wenn er schreibt: »Ein
nationaler Verzicht auf Kernenergie
würde — wie gerade der Unfall von
Tschernobyl zeigt — die mögliche Be-
drohung durch Störfälle in Kernkraft-
werken nicht entscheidend mindern«
(DIE ZEIT, 9.5.1986). Was hat also nun
das Atom in Tschernobyl wirklich mit
dem in Harrisburg oder Stade gemein-
sam?

Der Punkt, in dem Riesenhuber und
Eppler sich treffen, ist die Verwandlung
der Welt in Sachen oder Eigenschaften
und damit ein Verschwinden des
menschlichen Subjekts aus dieser Welt.

Der Rückzug auf ein absolutes Bewußt-
sein als eigentliches Merkmal des Sub-
jekts ändert daran nichts, weil diese
Fetischisierung des Bewußtseins es
ebenso in eine Eigenschaft verwandelt,
in ein Merkmal oder ein Zubehör, wie
es der Film für die Fotokamera ist. Ein
»absolutes« Bewußtsein ist dasselbe
wie ein »absolut zuverlässiger« Mecha-
nismus. Daher die Identität der Gegen-
sätze.

Eppler meint, es gäbe einen prinzi-
piellen Einspruch gegen die Atomener-
gie. Er fordert eine Technik, gegenüber
der Menschen versagen können, ohne
in Gefahr zu kommen, kurz eine »men-
schengerechte« Technik. »Wenn früher
der Kutscher auf dem Bock einschlief,
so waren die Pferde meist vernünftig
genug, diesem 'menschlichen Versa-
gen' nichts Schlimmes folgen zu las-
sen.« In den Bereich moderner, z. B.
Kerntechnik übertragen, liefe eine
»menschengerechte« Technik aber dar-
auf hinaus, den Menschen als ein Ther-
mostatventil in einem Kühlkreislauf ei-
nes Atomkraftwerkes fungieren zu las-
sen. Überhaupt scheint dieser unver-
nünftig romantische Blick auf den alten
Unterschied von Herr und Knecht hin-
auszulaufen. Die unmittelbare Mühsal
als Problem der einen, der Beherrschen-
den, die »entfernteren Nebenwirkun-
gen« als das der Herrschaft, wie seit der
Antike (z. B. Raubbau der Mittelmeer-
kulturen am Wald).

Eppler scheint den »automatischen
Menschen« in eine »menschengerechte
Technik« einbauen zu wollen, so wie
manche Lehrer ihre Kinder zu Rechen-
und Sprachautomaten erziehen, wäh-
rend sie die Einführung in den Ge-
brauch des Computers einem Unter-

richt im Umgang mit mörderischen
Waffen gleichsetzen. Irgendwie sind
die Rollen in dieser Welt durcheinander
geraten.

Im Prinzip sind der Computer und
die elektronische Steuerung ein erst-
klassiges Mittel, die Technik »men-
schengerechter« zu machen. Das gilt so-
wohl für Atomkraftwerke wie für mo-
derne Waffensysteme und führt bei
letzteren einerseits zu der Illusion, im-
mer wirksamere und tödlichere Waf-
fensysteme noch sicher handhaben zu
können, und beschert uns auf der ande-
ren Seite Anschauungen von den Fol-
gen der Handhabung dieser Waffensy-
steme, d. h. von den Folgen des Nukle-
arkrieges, die ohne Computer unserer
Anschauung total unzugänglich gewe-
sen wären.

Ein Beispiel ergibt das Phänomen des
sogenannten »nuklearen Winters«. Paul
Crutzen, Direktor des Max-
Planck-Instituts für Chemie in Mainz,
und der Amerikaner John Birks hatten
1982 eine Studie über die Auswirkun-
gen eines Atomkrieges auf die Atmo-
sphäre im Auftrag der Schwedischen
Akademie erstellt. Der Artikel arbeitete
folgendes heraus: Die nuklearen Ex-
plosionen würden Brände mit einer mög-
licherweise so massiven Rauchentwick-
lung entzünden, daß die Sonnenein-
strahlung am Erdboden erheblich ver-
mindert wäre. Folglich ergaben sich als
mögliche Auswirkung eines Nuklear-
krieges neben den direkten Auswirkun-
gen der Atomwaffenexplosionen Staub-
massen und Rauchentwicklung mit er-
heblichen klimatischen Auswirkungen.
Diese »entferntere Nebenwirkung« ei-
nes Nuklearkrieges wurde eher zufällig
entdeckt und wäre überhaupt nicht ent-
deckt worden ohne die großen und
schnell realisierbaren simulativen Mög-
lichkeiten moderner Computer.

Insgesamt ergibt der Vergleich der
Diskussion um den Computer und die
neuen Informationstechnologien einer-
seits sowie um die Kernkraft anderer-
seits interessante Aufschlüsse. Insbe-

sondere führt sie uns aufs neue die Ge-
meinsamkeit in den Positionen von
Technokraten und Technikgegnern vor
Augen. Einig ist man sich: der Compu-
ter bedroht unsere »innere Welt«, die
Atomtechnologie betrifft die äußere
Wirklichkeit (im Positiven oder im Ne-
gativen, hier sind sich natürlicherweise
die beiden Positionen nicht einig). Selbst
die Wissenschaftler empfehlen
einen ganz unterschiedlichen Umgang
mit diesen beiden Wirklichkeiten.

Das alles impliziert die »existentiel-
le« Belanglosigkeit des Denkens und
propagiert außerhalb des Technischen
den Solipsismus. Die äußere Welt bleibt
grundsätzlich fremd. Das Subjekt steht
ihm ohne Beziehung gegenüber. Und
was die innere Wirklichkeit angeht, so
wird auch sie nur unmittelbar begriffen.
Das Denken ist eigentlich irrele-
vant, weil es nur ein äußeres Verhältnis
zu seinem Gegenstand einnehmen
kann; es erzeugt, so glaubt man, keine
Anschauung von Wirklichkeit.

Der Unterschied in der technokrati-
schen und technikfeindlichen Position
reduziert sich aufgrund der angenom-
menen scheinbaren Autonomie des
Subjekts gegenüber der gegenständli-
chen Welt auf eine Stilfrage. Da nun
Maschinen, Kalküle, Methoden auf
Zwecke funktional ausgerichtet sind,
damit Darstellungen oder Beschreibun-
gen der Wirklichkeit in »Bedeutungen«
verwandelt werden, scheinen wir vor
die Alternative gestellt, entweder das
Maschinenhafte als das Menschliche
anzuerkennen oder in einem bewußtlos
paradiesischen Zustand wie Blumen
auf dem Felde zu blühen. So wie die ge-
genständliche Wirklichkeit beschaffen
ist, funktioniert diese Alternative nur
unter der Voraussetzung einer Tren-
nung von Bewußtsein und Tätigkeit,
von äußerer und innerer Welt, eine
Trennung, die noch weiter geht als die
cartesische.

Diese Spaltung kommt mir vor wie
die, die ich in meinem letzten Aufsatz
»Wege durch das Labyrinth« beschrie-

ben hatte, wie die Spaltung zwischen dem geflügelten Ikarus, der einen Plan des Labyrinths besitzt, den er gar nicht benötigt, der überhaupt keine Realitätsmächtigkeit für ihn hat, weil er sowieso fliegen kann, und der blinden Maschine, für die die Gegenständlichkeit der Welt bloße Widerständigkeit ist, in einem derartigen Ausmaß, daß die Welt vor und nach dem Fakt (der Problemlösung, dem Kernkraftunfall usw. usf.) vollkommen unvergleichlich zu sein scheint.

Die Kernkraft wird gewissermaßen nach den zwei Extremen der Wahrscheinlichkeit behandelt, einmal nach der Unmöglichkeit, solange der »Fall« nicht eingetreten ist, zum anderen nach der Unvermeidlichkeit als Ausdruck menschenverachtender Technikbehandlung eines Gesellschaftssystems, wie die FAZ sich auszudrücken beliebte, sobald er eingetreten ist. Dieser Borniertheit steht das »panische Bewußtsein« zur Seite, für das ebenfalls die Wirklichkeit mit dem identisch ist, was es davon wahrnimmt.

Die SPD ist eigentlich der bevorzugte politische Ort dieses 0 - 1 Denkens (0 und 1 sind dabei auf die Wahrscheinlichkeit bezogen). So erklärte ihr Spitzenkandidat J. Rau nach Tschernobyl den unbedingten »Ausstieg aus der Plutoniumwirtschaft«, da der Unfall eigentlich erst die Sachlage aufgeklärt habe. Was weiß er danach, das er vorher nicht hätte wissen können?

Im Prinzip entspricht das einer Politik, die Wissenschaft für eine bloße Rationalisierung des sowieso Gewußten und Gewünschten hält. Die unglaubliche Verwirrung und Ratlosigkeit — »die in Bonn haben einfach nichts« (Spiegel 20/1986) — in die jeder verfallen mußte, ist der nämlichen Funktionalisierung allen Denkens und Handelns zuzuschreiben. Sogar die Meßwerte und Informationen, die vorhanden waren, wurden zunächst bewußt vor der Bevölkerung geheimgehalten. Es besagt, so denkt man, alles nur ge-

nau das, was man ihm zuschreibt. Und die Gegenseite: jedes (insbesondere negative) Faktum muß prinzipiell betrachtet werden und erhält somit unendliches Gewicht.

Das Denken gehört scheinbar nicht mehr zum Leben, was es aber sollte, damit man auch die eigene Panik von diesem Standpunkt aus betrachten könnte und nicht nur vom Standpunkt des absolut gesetzten Bewußtseins, d. h. vom Standpunkt der Panik bzw. der Borniertheit.

Wie wenig wir uns die Spaltung unserer Existenz in ein idealistisches Bewußtsein und eine voluntaristische Aktivität erlauben können, ergibt sich aus dem engen Zusammenhang von waffentechnischer und sogenannter friedlicher Nutzung der Kernenergie. Es ist eine Ironie, daß die jetzige Angst angesichts der Langzeitschädigungen durch die radioaktive Strahlung sich eigentlich nicht auf Tschernobyl, sondern auf die Emissionen der Atombombenversuche der fünfziger und sechziger Jahre richten müßte, wo die Radioaktivität auch bei uns ein Vielfaches der jetzigen Meßwerte betragen hatte. Aber damals hatte man wohl nicht das Gefühl der »unmittelbaren Nähe«. Andere waren ja gemeint und ferne Atomwaffen schienen weniger gefährlich als nahe Atomkraftwerke. Der Zusammenhang ist durch Tschernobyl wieder hergestellt. Er wird leider noch nicht wahrgenommen, denn das Denken erscheint, wie gesagt, nicht als Teil des Lebens, das vielmehr von der Unmittelbarkeit des Bewußtseinszustandes und von dessen voluntaristischen Akten bedeckt wird.

Wenn hier von »Spaltung« gesprochen wurde, Spaltung des Kopfes, der Gesellschaft, der Welt, dann ist auch auf die Zusammenhänge hinzuweisen, die diesen Spaltungen entsprechen. Den Zusammenhang von Waffentechnologie und Atomkraftwerken, der der Spaltung der Welt in antagonistische Blöcke geschuldet ist. Einer Spaltung,

die, wie man gesehen hat, sogar die sogenannte friedliche Nutzung der Atomenergie noch prekärer macht als es ohnehin in der Natur der Sache liegt. Die »Natur der Sache« oder die »entfernteren Nebenwirkungen«, die wir nicht wahrnehmen wegen all der »Spaltungen«, und auf die wir durch einen anderen Zusammenhang, nämlich den zwischen Ganzheitlichkeit und Mechanisierbarkeit des Denkens durch den Computer dennoch gestoßen werden.

Die Technik, da hat Eppler recht, macht die Selbstbegegnung des Menschen mit sich unausweichlich, macht insbesondere das Denken unvermeidlich, ohne jede Möglichkeit einer Spaltung von Subjekt und gegenständlicher Welt (auf die man alles abladen könnte, alle Verantwortung, alle Veranlassung usw.).

Dies scheint mir doch gewissermaßen eine faszinierende Situation zu sein. Die beiden Teile des unkritischen Bewußtseins, die wünschen, die gesellschaftli-

chen Verhältnisse den natürlichen anzupassen bzw. den sogenannten Sachzwängen, stehen sich mehr oder minder nackt gegenüber, unabgeschirmt durch die Sichtblenden, die der gesunde Menschenverstand traditionellerweise bereit zu halten pflegte.

Den »Standpunkt des Lebens im Denken einnehmen« bedeutet, mit seinen Informationen, Argumenten und Einsichten strikt umzugehen, sie wörtlich zu nehmen, ohne sie mit der Wirklichkeit zu verwechseln. Stets muß gehandelt werden und darf die Wirklichkeit weder verdeckt noch endgültig fixiert werden.

Mindestens seit der industriellen Revolution wird unser Denken von der Spaltung in Bewußtsein und Tätigkeit (Praxis) gequält. Solange Bildung eine Sache der Pädagogen und Wissenschaft eine solche der Experten ist, solange also diese Symptome der Spaltung vorhanden sind, können wir des Problems gewiß bleiben.

Matthias Beltz

Unsere Ehre heißt Rache

Daß das Verbrechen Namen und Anschrift hat, ist Kriminalbeamten und Anhängern Bert Brechts bekannt. Aber auch der allgemeine Rechtsverfall orientiert sich an Adressen. So ist Tschernobyl nicht nur die Stätte glühenden Graphits und antisowjetischer Kernschmelze, Tschernobyl ist auch ein weiterer Ort auf der Landkarte des Zerfalls abendländischer Rechtskultur. Die Spätdemokratie im Herbst der Neuzeit wird nicht nur von Terroristen, Strahlen und genitalen Virusempfängern geschwächt, die Herrschenden der bürgerlichen Gesellschaft selbst streuen Chaos und Anarchie um sich, als handele es sich um Salz für frische Fritten. Tschernobyl ist somit nicht nur der Na-

me für einen Platz, an dem eine historisch-materialistisch unerfreuliche Havarie stattfand, Tschernobyl ist auch im Westen Symptom für eine krisenreiche Epoche.

Während sich im Volk gemüthlicher Zynismus niederschlägt und nervöse Dystonie von Caesium-Paranoia abgelöst wird, erschrecken sich die ungemüthlichen Berufszyniker des bürgerlichen Medienwesens selbst und verfallen in postkatastrophale Melancholie. Die FAZ verdichtet sich zum Kitschblatt romantisch schriller Kassandrakalauer.

»Die trunkenen Trojaner, die das Waffengeklirr im hölzernen Pferd der Griechen überhörten und den verdor-

renden Lorbeer im Tempel übersahen, sagten zur warnenden Cassandra, sie rede 'windigen' Unsinn. Nur eine Metapher. Die Trojaner sind untergegangen«, schreibt Matthias Schreiber unter der Überschrift »Wir Trojaner. Der böse Wind aus Tschernobyl« am 7. Mai 1986.

Tschernobyl — weh dem, der keine Symbole sieht, es klappern die Metaphern, und Analogien werden geschmiedet als finstere Pläne, die tragische Antike von gestern und die energiepolitische Autarkie von morgen zu beschwören und zu verwechseln. Da gilt es, dabei zu sein.

Tschernobyl — das bürgerliche Recht zerfällt, und das bürgerliche Feuilleton blüht auf. Die Zeitung für die Betroffenheit der besitzenden Klassen, die FAZ, druckt am 10. Mai 1986 Auszüge aus der Apokalypse des Johannes ab, so wie es vor zwanzig Jahren aufrechte Ostermarschierer in ihren Blätchen taten, um auch Christen für den Frieden zu gewinnen und für die friedliche Nutzung der Kernenergie. Und so wurde 1968 das AKW in Biblis eröffnet, und niemand aus der Linken ging hin. Bleiben wir also lieber im Bannkreis von Analogie, Entsetzen und unverbindlichem Lebensgrusel.

Tschernobyl — klingt das nicht wie die Thermopylen, an denen 468 v.u.Z. eine Schlacht stattfand? Damals siegten die Perser, die ideellen Gesamtgaddafis der Antike, gegen die Griechen. Zehn Jahre später ließ Aischylos in Athen seine Orestie aufführen, die nach dem Sieg der Griechen über die Trojaner (Stichwort zur geistigen Situation der Zeit: Cassandra!) spielt und von der Ablösung des Prinzips Mutterrecht und Blutrache durch patriarchalische Rechtsrationalität erzählt. Tschernobyl 1986 —

muß nicht in zehn Jahren die Tragödie der Ablösung des vernünftigen bürgerlichen Rechts durch Chaos und Anarchie aufgeführt werden? Ein AKW explodiert und droht die Welt fast zu vergiften, aber wer informiert wen? Terroristen ziehen durch die Welt und jagen in die Luft, was ihnen gerade so paßt, und keiner weiß, wo die nächste Bombe tickt. Der krebskranke Mann im Weißen Haus in Washington läßt Libyen bombardieren ohne rechtlichen Grund, und der westdeutsche Bundeskanzler grinst dazu in klammheimlicher Freude, und kein Mensch mehr glaubt an Recht und anständige Staatlichkeit. Daß Politiker korrupt sind, ist der Normalzustand, und die Bundesregierung ruft zum offenen Bruch der Gesetze auf: damals, als sie den Versuch, Tempo 100 auf der Autobahn einzuführen, von vornherein diskreditieren wollte. Die FAZ schreibt am 8.8.1983 im Wirtschaftsteil von ihrem Verständnis für Schwarzarbeit, und statt sich am Recht zu orientieren, bittet sie, die »legale Arbeit« wieder ökonomisch konkurrenzfähig zu machen. In Bild am Sonntag (4.5.1986) wird die Tatsache, daß Kernkraftwerke nicht abgeschaltet werden, damit gerechtfertigt, daß der Straßenverkehr im Jahre 8.000 Tote fordere und auch nicht abgestellt werde. Sind das nicht Symptome einer kranken Zeit? Und hat bei solchen Rechnungen nicht Gaddafi in diesem Jahr in der Bundesrepublik noch 7.998 Tote frei?

Das sind die drängenden Fragen, die nicht nach Antwort heischen, denn eigentlich sollten wir mit der FAZ das Denken den Trojanischen Pferden überlassen, sie haben hölzerne Köpfe, bestehen also aus Natur, und nicht wie der Mensch aus Niedertracht und unzählbarer Bosheit.

Begräbnisse sind hübsch im Vergleich zum Sterben. Tennessee Williams

Sigurd von Ingersleben

Der subjektive Balken im objektiven Weltauge

Eliten, Avantgarden und die ECO-nomie der Zeit

Es bleibt noch ein Buch zu schreiben,
in dem der Mörder der Leser ist.
Umberto ECO, 1983

1.

ECO hat, wie er selbst sagt, einen postmodernen Kriminalroman geschrieben, »in dem recht wenig aufgeklärt wird und der Detektiv am Ende scheitert«, der aber vielleicht gerade deswegen ein Bestseller geworden ist: »Der Name der Rose«. Eine zentrale Figur des Romans ist der dogmatische Dominikaner und blinde Verwalter der Klosterbibliothek Jorge von Burgos, der zum bösen Schluß die labyrinthische Bibliothek in Flammen aufgehen läßt, bevor ihm der aufgeklärte, liberale Franziskaner und Häresieverdächtige William von Baskerville auf die Schliche und das Geheimnis der Bibliothek kommen kann. Dieser Jorge von Burgos, der »blinde Seher«, wie ECO ihn nennt, ist dessen Verbeugung vor dem erblindeten argentinischen Autor Jorge Luis BORGES: Die Idee der labyrinthischen Bibliothek entstammt nämlich dessen Erzählung »Die Bibliothek von Babel«.

BORGES' gesamtes Werk ist geprägt von seiner jahrelangen Tätigkeit als Bibliothekar, bevor ihn der General und Diktator PERON demütigte durch die Ernennung zum Geflügelinspektor der städtischen Marktaufsicht. ECO: »Bibliothek plus Blinder ergibt eben zwangsläufig BORGES, auch weil die Schulden (für die Anleihen bei ihm?, svi) bezahlt werden müssen.« Das umfangreiche lyrische, erzählerische und essayistische Werk BORGES' dreht sich um Mythen, Metaphern und Zeichen, um Fiktionalität und Deutung. Eines seiner ersten Gedichte galt der platonischen, unerreichbaren Rose ...

BORGES hat sein Publikum immer wieder irritiert durch reaktionäre Äußerungen bis hin zur Befürwortung einer US-Intervention in Kuba oder der

Annahme eines Ordens von PINOCHET. DRIEU LA ROCHELLE, der sich 1934 offen zum Faschismus bekannte, meinte 1933 nach einem Besuch in Buenos Aires: »BORGES ist die Reise wert.«

BORGES ist nicht zuletzt ein durch etliche Erzählungen und Essays ausgewiesener Anhänger jenes Tapferkeits- und Männlichkeitskults, der sich bei ihm in der häufiger vorkommenden Figur des Messerstechers und Duellanten zeigt. In seinem Essay über die »Geschichte des Tangos« weist BORGES (abgesehen von dessen sexueller Bedeutung) auf die, wie er sich ausdrückt, »Krakeeler-Natur« des Tangos hin und behauptet, dieser Tanz aus den Bordellen von Buenos Aires (vgl. Ursprung und Bedeutung des Begriffs »Jazz«) drücke auch die Überzeugung aus, daß »Kämpfen ein Fest sein kann«. Die Botschaft des Tangos sei vielleicht, den Argentinern die Gewißheit zu geben, sie seien tapfer und hätten die Forderungen der Ehre und des Muts erfüllt. BORGES schließt seine Untersuchung mit der Schilderung eines Duells und der Bemerkung: »Wir hätten somit Männer mit armseligem Leben vor uns, Gauchos und Randbewohner der Flußgebiete des Plata und des Paraná, die, ohne es zu wissen, eine Religion mit ihrer Mythologie und ihren Märtyrern begründen, die harte und blinde Religion des Muts, des Bereitseins zum Töten und zum Sterben ... Wenceslao Suarez und sein namenloser Widersacher sowie andere, welche die Mythologie vergessen oder in diesen beiden hat aufgehen lassen, bekannten sich fraglos zu diesem männlichen Glauben, der sehr wohl nicht bloß Eitelkeit sein mag, sondern das Bewußtsein, daß in jedem Menschen (*hombre* heißt aber auch Mann) Gott ist.«

Die Affinität zum spanischen Waffen- und Tapferkeitskult, dem zentralen Mythos der kastilischen Kriegerkaste, »in dessen Namen die verschiedenen Minderheiten und Randprovinzen der Halbinsel gegen Ende des 15. Jahrhunderts botmäßig gemacht wurden« (J. GOYTISOLO), ist unverkennbar und wirft ein bezeichnendes Licht auf BORGES' passionierte Duellgeschichten. Dieses »gotische Vorurteil« (Valentin FORONDA, 1787) wurzelt in der spanischen Kastenbildung, nach der die Mauren oder Morisken die handwerklich-technischen Berufe ausübten, die Juden Wissenschaft und Finanzen betreuten und die Christen in strenger Abgrenzung von diesen Funktionen allein das Kriegshandwerk als standesgemäß betrachteten. Die religiöse Ausgrenzung der Juden und Morisken begründete einen Rassismus, der mit der Vertreibung beider Volksgruppen oder ihrem Zwangsübertritt zum Christentum seinen Höhepunkt erreichte.

Ideologisch lebt diese Aversion gegen praktische bzw. intellektuelle Fähigkeiten bis heute in jenen Kreisen Spaniens fort, denen FRANCO seine Macht verdankte. Die Kehrseite dieser religiös motivierten Ehrpusseligkeit ist der nicht minder mythische *Picaro* als spanischer Antiheld, der sich stolz bekennt zu seiner Niedertracht und Ehrlosigkeit. Doch BORGES' Duellgeschichten und Tapferkeitskult beziehen ihre Vehemenz aus einem Absurdismus, der unverwechselbar dem Ehrenkodex der kastilischen Herrscherkaste nacheifert. Während nämlich der *Picaro* ums Überleben am Rande einer ständischen Gesellschaft kämpft, kultivieren BORGES' Protagonisten

eine Religion der Männlichkeit (s.o.).

Dies festzuhalten lohnt sich angesichts der Feststellung, »es hätte auch sein Recht, BORGES einen Autor der strukturalistischen wie poststrukturalistischen Generation zu nennen. Michel FOUCAULT will ihm sogar ein ganzes Buch verdanken: 'Die Ordnung der Dinge', jene Archäologie gleichsam sich hinter dem Rücken der Individuen durchsetzender Diskurssysteme; FOUCAULT erwähnt als zentrale Anregung BORGES' Essay 'Die analytische Sprache John Wilkins', der vom Problem einer künstlichen Universal-sprache handelt und dabei die Absurdität des Wahrheitsanspruchs im Grunde jeder epistemologischen Klassifikation des Universums sichtbar werden läßt und zeigt, wieviel eine solche statt dessen mit Gewohnheit zu tun hat. In seinem Aufsatz 'Das unendliche Sprechen' ruft FOUCAULT als literarischen Kronzeugen BORGES' Erzählung 'Das geheime Wunder' auf, um seine Theorie vom leeren, sich in unendlichen Spiegelungen repetierenden Schreiben als einer Veranstaltung angesichts des Todes und gegen den Tod zu entwickeln (E. GEISSLER).« Dagegen vermerkt ECO: »Die formalistischen Exzesse und die antihistorische Neigung des Strukturalismus sind die gleichen wie die der scholastischen Diskussionen im Mittelalter, desgleichen muß die pragmatische und verändernde Spannkraft der Revolutionäre sich heute wie damals auf heftige Theorie-Kontroversen stützen, und jede theoretische Nuancierung impliziert eine andere Praxis.« Ursprünglich wollte ECO nämlich einen Roman über zeitgenössische Mönche schreiben: »Ich dachte an einen Mönchs-Detektiv, der *Il Manifesto* las.« (ECO hat jahrelang für den ultralinken *Manifesto* geschrieben).

Befragt nach den heutigen Avantgarden, meint ECO: »Das dialektische Verhältnis zwischen Avantgarde und Postmodernismus ist dem zwischen Vergessen und Erinnern ähnlich. In gewissen Augenblicken der Geschichte ist der polemische Bruch mit der Vergangenheit nötig. In anderen braucht man eine Pause zum Luftholen. Verdorben von den Massenmedien und der Kulturindustrie, wie wir sind, verlangen wir alle Tage nach etwas Wichtigem und Neuem. In Italien reden die Massenmedien heute ein neues 68 herbei. Aber aus der Entfernung von sagen wir 2000 Jahren gesehen, hat unser Jahrhundert einen Picasso, einen Schönberg und Strawinsky hervorgebracht, und das ist wohl genug für ein Jahrhundert. Ein Jahrhundert ist nicht zu einer ständigen Erektion verpflichtet. Wir brauchen nicht alle Jahre eine neue Avantgarde. Ein Jahrhundert voller Avantgarden wäre wie eine Armee nur aus Generalen. Es ist wirklich 'massenmediatisch', nach einer neuen Avantgarde zu rufen. Immer mit der Ruhe. Vielleicht stellt sich in hundert Jahren heraus, daß es heute durchaus eine Avantgarde gegeben hat und wir nur nicht imstande waren, sie zu erkennen. Vielleicht nicht in der Literatur und der Musik, sondern in der Kleidermode, wer weiß.«

Die »postmoderne Antwort auf die Moderne« besteht nach ECO in der Einsicht, »daß die Vergangenheit, nachdem sie nun einmal nicht zerstört werden kann, da ihre Zerstörung zum Schweigen führt, auf neue Weise ins Auge gefaßt werden muß: mit Ironie, ohne Unschuld«. So ist denn der »Name der Rose« auch lesbar als Parabel auf die Gegenwart: »Wer ein Auge blind-

zelnd zukneift und in das Buch schaut wie in einen fernen Spiegel, wird die Mönchskutten und Kardinalshüte aus Williams Tagen leicht mit den Parteiabzeichen und Obristenuniformen neueren Datums verwechseln«, heißt es im Klappentext. Ein klarerer Hinweis auf den symbolischen Charakter der Handlung ist kaum denkbar — ECO trifft sich dabei mit BORGES insofern, als beide mit Kodifizierungen arbeiten. ECO hat in seiner »Nachschrift zum 'Namen der Rose'« ausführlich beschrieben, wie er dabei vorgegangen ist und welcher Strukturen und Bilder er sich bedient hat.

2.

Wie bei ECO lassen sich bei einer Reihe postmoderner Erfolgsromane und raubdrucklohnender Kultbücher massive Anleihen bei weniger publikumsfixierten oder trendbewußten Vorgängern nachweisen, deren originelle Themen und zum Teil materialreiche Fleißarbeiten die Grundlage liefern für die ungleich populärere Umsetzung in zeitgeistnahe Romane. Das stärkste Stück hat dabei wahrscheinlich SÜSKIND mit seinem Roman »Das Parfum« geliefert, der ungeniert CORBINS »Pesthauch und Blütenduft. Eine Geschichte des Geruchs« ausschachtet. Interessanter allerdings als derlei »laxer Umgang mit geistigem Eigentum« (Brecht) sind die Themen, für die es benutzt wird und denen es zu beträchtlicher Suggestivkraft verhilft. Liebe, Wahnsinn, Tod und Verbrechen, Einsamkeit, Krankheit und Lebenskel, Melancholie, Leere und Depression sowie als Kehrseiten Rausch, Leidenschaft und Lust sind die aktuellen Themen, deren Darstellung allemal ausgeht von der Faszination des Bösen und dessen Schicksalhaftigkeit, und deren Tradition zurückreicht bis in die Romantik. Man geht gewiß nicht fehl in der Annahme, daß diese Identifikation mit dem Abgründigen und Absurden konkreter Erfahrung entspricht. Es genügt aber nicht, diese Erfahrung lediglich zurückzuführen auf die gesellschaftliche Krise, d.h. auf Massenarbeitslosigkeit, nukleare Bedrohung, ökologische Desaster und zunehmende technologische Überforderung. Und ebenso greift der gängige, allzu plausible Hinweis auf Ich-Bezogenheit und Narzißmus des in der Krise allein gelassenen Individuums zu kurz.

Es bleibt nämlich die Frage nach Motiven und Selbstverständnis einer Kultgemeinde, die als zentrale Themen Sinnlichkeit, Gewalt und Individualität für sich entdeckt hat und diese offenbar in Einklang zu bringen sucht mit Sensibilität, Lust und Abgrenzung von der Masse, als die Gesellschaft begriffen wird. Angebahnt wurde dieser Trend sicherlich durch die exzessive Beanspruchung objektiver, kollektiv empfundener und damit politikfähiger Betroffenheit durch eine vor keiner Platitüde zurückschreckende Bekenntnisliteratur, in der es von Märchenprinzen und Rosengärten nur so wimmelt, durch die diese Betroffenheit subjektiviert und individualisiert und der Wunsch nach neuen, privateren Idolen geweckt wurde. Der Schlüssel zu dieser Entwicklung dürfte aber in dem Wunsch nach Abgrenzung gegen eine Gesellschaft zu sehen sein, die vor allem als Resultat eines lebensfeindlichen Fortschrittsglaubens und Utilitarismus empfunden wird. Als Grundübel wird deshalb das deterministische analytische Kausaldenken

verstanden, das Emotionalität und Irrationalismus im Sinne genuiner menschlicher Eigenschaften keinen oder zu wenig Raum läßt.

Die einigermaßen schlagkräftige Oppositionsbewegung der siebziger Jahre unterlag einer zunehmenden Abnutzung und der einstweiligen Verführung durch die Attraktivität einer neuen, sinnfreundlicheren Ästhetik der Bilder und Symbole, Mythen und Märchen und deren Umsetzung in konsumfreundliche Moden, Wohnungsausstattungen oder Kneipen, vor allem aber einer Kunstproduktion, die der asketisch-rationalistischen Realismusernaissance der vorangegangenen zwanzig Jahre ein Ende bereitete. Diese Entwicklung war begleitet von der Ausformung eines neuen, nunmehr individualisierten Avantgardismus und der strukturalistischen Semiotik, die sich treffen in der Rückweisung des Primats der Rationalität und Logik zugunsten symbolisch-metaphorischer Wirklichkeitserfassung und -deutung. Man könnte getrost auch von einer Metaphysik der Wahrnehmung sprechen, die von Strukturalisten wie Roland BARTHES der streng rationalen Physiologie und Psychologie der Wahrnehmung entgegengehalten wird.

Die Kontroverse selbst ist allerdings bedeutend älter. Schon LENIN polemisiert in »Materialismus und Empirio-kritizismus« gegen HELMHOLTZ' »Theorie der Symbole«. Der sowjetische Staatsgründer stellt verwundert fest, daß Helmholtz in seinem »Handbuch der physiologischen Optik« »Sinnesempfindungen nur als *Symbole* für die Verhältnisse der Außenwelt bezeichnet und ihnen jede Art der Gleichheit mit dem, was sie bezeichnen«, abspricht. »Das ist Agnostizismus«, kommentiert LENIN. Andererseits aber seien (ebenfalls nach Helmholtz) »unsere Anschauungen und Vorstellungen *Wirkungen*, welche die angeschauten und vorgestellten Objekte auf unser Nervensystem und unser Bewußtsein hervorgebracht haben«. »Das ist Materialismus«, meint LENIN und kommt zu dem Schluß, »HELMHOLTZ, eine der größten Kapazitäten in der Naturwissenschaft, war in der Philosophie, wie die große Mehrzahl der Naturforscher, inkonsequent.«

Vielleicht war aber HELMHOLTZ der präzisere Dialektiker von beiden: »Vorstellung und Vorgestelltes sind offenbar zwei ganz verschiedenen Welten angehörig.« Ausgerechnet dieser Satz genügt LENIN (wegen der in ihm auch enthaltenen Trennung von Idee und Wirklichkeit, von Bewußtsein und Natur) für den Vorwurf des Kantianismus. Nach LENIN verträgt sich HELMHOLTZ' Theorie der Symbole nicht mit materialistischen Ansichten, da sie »ein gewisses Mißtrauen gegen die Sinnlichkeit, ein Mißtrauen gegen die Aussagen unserer Sinnesorgane mit sich (bringt). Gewiß kann ein Abbild dem Modell nie ganz gleich sein, doch ist ein Abbild etwas ganz anderes als ein Symbol, ein *konventionelles Zeichen*. Das Abbild setzt die objektive Realität dessen, was 'abgebildet' wird, notwendig und unvermeidlich voraus. Das 'konventionelle Zeichen', das Symbol, die Hieroglyphe sind Begriffe, die ein absolut unnötiges Moment des Agnostizismus hineinbringen.« Genau diese Manier, mit Kanonen auf Spatzen zu schießen, dieses »Fetischisieren 'synthetischer Begriffe'«, diese »apriorische Verbe-grifflichungsmanie des Marxismus« hat SARTRE kritisiert. Wir hätten schon gern genauer gehört, was das sein soll, ein »Moment des Agnosti-

zismus« — entweder ist die Welt erkennbar oder sie ist es nicht, und ausgerechnet HELMHOLTZ dürfte schwerlich Agnostizismus vorzuwerfen sein. Geht es hier nicht vielmehr um die (ästhetische) Differenz zwischen Vorbild und Abbild als im Ergebnis intellektuelles Substrat aus Assoziationen und Interpretation nach Maßgabe der als charakteristisch und typisch aufgefaßten Merkmale des Abbilds? Noch das »realistischste« Abbild der Wirklichkeit hängt ab von der subjektiven Wahrnehmung des Abbildenden ebenso wie der des Betrachters des Abbilds und unterliegt damit doppelter Subjektivität.

Und wer wollte ernsthaft behaupten, die realistische Abbildung der Wirklichkeit bediene nicht immer auch Symbolvorstellungen? Der übrigens idealistische Begriff der »Parteilichkeit« der Kunst beschreibt doch eben diese kollektive Ausrichtung an (klassen-)spezifischen Sichtweisen und Typisierungen: Der Abbildung gehen materialistische Analyse und Interpretation auf der Grundlage materialistischer Kategorien und Ideologie voraus. Inwieweit dies ein bewußter Akt im Zuge des komplexen Vorganges der Wahrnehmung und Abbildung ist oder eher die mechanische Umsetzung klassenspezifischer (Vor-)Urteile, ist eine zweite, wenn auch eng damit verbundene Frage, die sich allerdings niederschlägt in so bemerkenswerten Statements wie diesem: »Die Künstler, die sich auf den Marxismus stützten, konnten die Richtigkeit ihrer persönlichen Vorstellungen vom sozialen Sinn der Erscheinungen in der sie umgebenden Wirklichkeit prüfen und ihr Weltgefühl wissenschaftlich kontrollieren«, wird in einer sowjetischen Modernismus-Kritik formuliert. Dort ist auch die Rede von der »wahren, der realistischen Kunst« oder dem »Prinzip eines Schaffens nach den Gesetzen der Schönheit« (I. KULIKOWA).

Angesichts solcher gedankenloser Chiffren wird man sich schwerlich dem Verdikt SARTRES entziehen können, »die Erkenntnistheorie (sei) der schwächste Punkt des Marxismus. Wenn MARX schreibt, 'Die materialistische Weltauffassung bedeutet ganz einfach die Auffassung der Natur, so wie sie ohne jeden fremden Zusatz ist', macht er sich zum objektiven Welt-auge und behauptet damit, die Natur so, wie sie absolut ist, zu betrachten. Nachdem er alle Subjektivität abgestreift und sich der objektiven Wahrheit angeglichen hat, ergeht er sich in einer von Objekt-Menschen bevölkerten Objekt-Welt ... Es gibt im Marxismus ein konstituierendes Bewußtsein, das *a priori* die Rationalität der Welt behauptet (und infolgedessen dem Idealismus verfällt).«

Dieses konstitutive, im Kern idealistische *Rationalitätspostulat* des Marxismus und folglich die Rückweisung des Irrationalen und Absurden blenden wesentliche Mechanismen der Wahrnehmung, des Erlebens und der Erkenntnistätigkeit aus: Die *Dialektik von Rationalität und Irrationalität* wird ebensowenig zugelassen (oder überhaupt gesehen) wie die von Materialismus und Idealismus. Das führt zu paradoxen Begriffsbildungen von der Art der Leninschen »Unnötigkeit des Moments des Agnostizismus« (s. o.), das *Unerwünschtheit* meint. Dabei sind Analysen und Theorien, Kampfformen und Rituale gerade der Arbeiterbewegung voll von typisie-

renden Zeichen und Symbolen (von ihrem Devotionalienhandel ganz zu schweigen), ihre Publizistik ist geprägt von einer triumphalistisch-metaphorischen Sprache, die Informationsgehalt und Glaubwürdigkeit dieser Presse bisweilen ernsthaft gefährden.

Vor diesem Hintergrund erschließt sich die Attraktivität der strukturalistischen Analysen FOUCAULTS etwa oder der Essays BARTHES' nicht nur aus deren Unambitioniertheit, den Leser etwa auf eine konkrete politische Praxis zu verpflichten, sondern vor allem durch ihren versuchsweise *rationalen Umgang mit dem Irrationalen und Absurden*. Die Konfrontation mit Phänomenen der Emotionalität und der sorgsame Umgang mit dem Abgründigen und als absurd Erfahrenen sind ja nicht identisch mit deren Propagierung, sondern vorsichtige Schritte auf sumpfiges Terrain, das bislang sorgfältig gemieden wurde, sofern es nicht zur Illustration der Börsartigkeit und Verkommenheit des Klassenfeinds diente. Natürlich bergen Strukturalismus-Rezeption und Existentialismus-Renaissance auch die Gefahr des bloß Modischen oder der Fixierung auf Emotionen und Irrationalismus, ja der Entpolitisierung und des Rückzugs ins Subjektive und Private. Der Marxismus aber erkennt in Sachen Irrationalität zwangsläufig auf Nichtbefassung, weil ihm das eigene Rationalitätspostulat im Wege ist. Auch das Konzept des »subjektiven Faktors« (B. CAGIN) führt nicht weiter, sondern bleibt stehen beim klassischen Verdikt der Eigensucht, Kleinbürgerlichkeit oder Privatheit. Die marxistische Rezeption so einflußreicher, zum Teil wertvoller, einleuchtender sozialpsychologischer Analysen wie die von Max WEBER, Norbert ELIAS oder Michel FOUCAULT ist blockiert, die Methode der Sekundäranalyse, mit der sich die Klassiker zeitgenössische Theorieangebote *aneigneten*, scheint in Vergessenheit geraten zu sein.

3.

Die erneute Aktualität »des« Existentialismus und Absurdismus in Gestalt eines vorerst noch vagen, postmodernen »*Neoexistentialismus*« geht wesentlich nicht nur zurück auf ein Gefühl, sondern auf die zunehmende *Erfahrung politischer Ohnmacht* und die schwindende Glaubwürdigkeit oppositioneller Konzepte unter den verhärteten Verhältnissen der *Neorestaurierung* seit Ende der siebziger Jahre. Die Zuflucht zu eher symbolischem politischem Handeln (vgl. A. STEIL, DEBATTE 10/85) seitens der Friedensbewegung und der Ökologen sowie der — von DUTSCHKE allemal unterschätzte — Abrieb politischer Initiative im Mahlwerk der Institutionen gehen einher mit der Überprüfung kollektivistischer Ideologie und politischer Praxis sowie der zunehmenden Neigung zu individualistischer »Selbstverwirklichung« und Philosophien der Vergeblichkeit, zum Absurdismus.

Vor diesem Hintergrund erschließt sich die derzeitige, verbreitete Vorliebe für das Absurde und dessen Trivialisierung in Kultbüchern und -filmen von SÜSKINDS »Parfüm« bis SAURAS »Carmen«: Werden auch jeweils sehr unterschiedliche Klischees bedient, so ist ihnen doch die Verherrlichung ex-

trem individualistischer Verhaltensweisen gemeinsam, deren Motiv- und Sinnlosigkeit nur zu verstehen ist im Zuge des »Konkurrenzkampfes um Identität«: »Die Identität, die man heutzutage sucht, hat sich gegenüber der konventionellen Bedeutung verselbständigt, ist zur Identität an und für sich geworden; damit hat sie sich von einem Begriff in eine Metapher verwandelt« (L. BAIER). Die literarische Tradition des Acte gratuit von DOSTOJEWSKI bis BECKETT oder DURAS als verselbständigte, eskapistisch eingefärbte Revolte kehrt wieder als bloße Sehnsucht nach »sinnlosen« Akten der Distanzierung von der Gesellschaft, als Abheben von »der Masse«. Die Vorliebe für Randgruppen als unangepaßten, gesellschaftlichen Verweigerern ist abgelöst worden von der Verherrlichung des individuellen Rebellen, des Empörers nach eigenem Gesetz. Irrer, Clown und Heiliger, Genie oder Tyrann — der »große Einzelne« ist das Idol einer atomisierten, auf das Individuum zurückgeworfenen Opposition, der nur noch *das Symbol individueller Eigenständigkeit*, die *Identität als Metapher* geblieben zu sein scheint.

*

BORGES' »Tapferheitskult als 'Acte gratuit'« ist keineswegs »die Pflichtübung eines Argentiniers, der sich nicht immer mit der kreisförmigen Zeit und der Bibliothek von Babel beschäftigen will« (H. PLATSCHEK), sondern die Konkretisierung seines konservativen Absurdismus. Die GIDEISCHE Idee des Acte gratuit übersetzt ein komplexes kulturgeschichtliches Problem des 19. in ein literarisches Thema des 20. Jahrhunderts, nämlich die Entdeckung des Doppelcharakters bestimmter Handlungs- und Lebensweisen. Im Gegensatz zum Marxismus, der die doppelte »Freiheit« des Lohnarbeiters, seinen Arbeitsplatz zu wählen und seine Arbeitskraft zu verkaufen, beschreibt, umschreibt der Acte gratuit die Dialektik von gesellschaftlicher Sinnlosigkeit und individueller Sinnhaftigkeit.

Eine nähere Betrachtung des Acte gratuit erweist die stets gleichbleibende Grundstruktur der *Gratuité* — ein unübersetzbarer Begriff, der mit Vergleichen, Sinnlosigkeit oder Willkürlichkeit nur unzulänglich erfaßt wird. Während sich aber die *Gratuité* bei GIDE auf einzelne Handlungen beschränkt, bezieht SARTRE sie (zumindest in *La Nausée*, 1938) auf die gesamte menschliche Existenz, CAMUS auf das Leben als Revolte und BECKETT auf den Künstler und sein Werk. Die Tragweite der Idee des Acte gratuit zeigt sich »in der literarischen Weiterentwicklung der *Gratuité* von der Handlung in die existentialistische und absurde Philosophie und schließlich eine absurde Ästhetik« (M. RAETHER). Der immense Einfluß der *Gratuité* erklärt sich wesentlich aus der Rebellion gegen jede Art von Determinismus und Kausalität, die aufgrund fehlender Alternativen und tiefer Ratlosigkeit zu Motivationslosigkeit und Gleichgültigkeit führt.

Die trotzig Flucht in eine empörte Revolte nimmt deren gesellschaftliches Scheitern von vornherein in Kauf zugunsten des persönlichen Triumphs, die eigene Freiheit und Individualität trotz alledem bewahrt zu haben. Die-

se literarische Fiktion exemplarischer, individueller Größe konstituiert einen zutiefst elitären und antidemokratischen Absolutheitsanspruch der individuellen »Selbstsetzung nach eigenem Gesetz«, der unter demokratischen Verhältnissen unrealisierbar ist — es sei denn, symbolisch, mit Akten der Gewalt oder mit symbolischen Gewaltakten. Der Akt der Selbstsetzung bleibt irrealer Fiktion, das Identitätsversprechen uneinlösbar.

So gelesen, erweisen sich BORGES' Duellgeschichten und sein Tapferheitskult nicht als »Argentinismen«, sondern als konsequente Darstellungen der *Gratuité*, getreu der von ihm proklamierten »Absurdität des Wahrheitsanspruchs« (s.o.) und seines Agnostizismus. ECO folgt dieser Position insofern, als er seinen Jorge von Burgos die labyrinthische Klosterbibliothek brandschatzen und damit den der Logik und Aufklärung verpflichteten William von Baskerville »widerlegen« läßt, bevor der das Geheimnis der Bibliothek lüften kann. ECO legt sich also nicht fest: »Was man nicht erklären kann, muß man erzählen.« Die angekündigte, aufwendige Verfilmung seines Romans wird uns vielleicht noch ein Licht aufstecken über den Avantgardismus in der Kleidermode, wer weiß?

Es würde heute niemandem mehr einfallen, Politik und Wirtschaft für reinlich unterschiedene oder auch nur unterscheidbare Sphären zu halten. Jedermann weiß, warum eine Energiepolitik, die diesen Namen verdienen würde, in der Bundesrepublik ausgeschlossen ist, warum der Umweltschutz eine makabre Farce bleiben muß, warum Waffenhandel, Straßenbau und Verkabelung sich nicht nach den Interessen der Bevölkerung, sondern nach denen der Großunternehmen zu richten haben. Um das zu begreifen, braucht keiner einen Kapital-Arbeitskreis zu besuchen; und es ist nur eine schöne Bestätigung dieser weitverbreiteten theoretischen Einsicht, wenn der Wirtschaftsminister seine Behörde als einen 'Dienstleistungs-Betrieb für seine Kundschaft' bezeichnet.

Allerdings sind unsere vulgärmaterialistischen Grundkenntnisse teuer erkaufte. In ihnen triumphiert ein abgebrühter Wirklichkeitssinn, der stolz darauf ist, alles zu durchschauen, aber durchaus geneigt, es dabei zu belassen. Niemand, oder fast niemand, möchte hierzulande als verträumter Utopist und als blauäugiger Weltverbesserer gelten. In der Tat hätte es wenig Sinn, dem folgenlosen Achselzucken durch folgenlose Systemkritik zu begegnen.

Hans Magnus Enzensberger

Hermann Peter Piwitt

Brief an meine Berliner (und anderen) Freunde

Eigentlich ist es ein Scheißspiel, wenn einer seinen politischen Ort nicht verändert, nur sorgend hinzulernt und dann steht er einmal als elitärer Petitbourgeois da und fünfzehn Jahre später als linksdogmatischer DKPist. Freunde allerorten, wart Ihr am Ende die Slaloms und ich die Stange?

Gemach, ich bin nicht zornig, nur traurig. Traurig zum Beispiel, daß wir auf dem Kongreß unseres Schriftstellerverbandes im März in Berlin aneinander vorbeiliefen und uns nicht mehr in die Augen zu sehen trauten, lieber Buch. Ähnliches habe ich zuletzt Anfang der 70er Jahre erlebt, als sich andere Freunde in die DKP verabschiedeten. Sie sind inzwischen (fast) alle wieder zurück. Habt Ihr darum protestiert, als ein Günter Zehm in der 'Welt' vom 17.3. von der Mehrheitsfraktion im VS als von einer »Mischung von verbißenen DKP-Leuten und professionellen IG-Druck-Funktionären« schrieb? Ich habe mit dieser Fraktion gestimmt. (Noch) DKP-Genossen in ihr zählte ich zwei. Professionelle IG-Druck-Funktionäre einen, nämlich den einstigen und jetzigen Vorsitzenden, Bleuel.

Aber wie anfangen, da dies doch ein Abschiedsbrief nicht sein soll? Streiflichter vielleicht: Die Kollegin Struck zum Beispiel. Ihre von Besessenheit mächtige Stimme, ihre großen Augen, mit denen es ihr noch immer gelungen ist, sich und andere mit Blindheit zu schlagen. Ich kenne keine Schriftstellerin, die auf glaubwürdigere Weise betörenderen Unsinn zu sagen verstünde als sie. Mir selbst geht sie noch jedesmal damit durch und durch; wenn auch nicht gerade wie Beethovens letzte Sonaten oder auch nur Satie; eher wie

Lehar mit seinem 'Zarewitsch': »Steht ein Soldat am Wolgastrand...« Aber hast nicht wenigstens Du, unbestechlicher Delius, bei ihren Auftritten so Deine Zweifel gehabt?

Da hat eine Mehrheit der meinungsbildenden bürgerlichen Blätter, TAZ inclusive, von unserem Kongreß in Berlin des Inhalts berichtet, daß dort Aristokraten des Geistes, Dichter von Namen und Rang und politisch unverblendete Intellektuelle von Gewerkschaftsbürokraten, »mittelmäßigen«, respektive DKP-frommen Schreiberlingen sowie Sachbuchautoren majorisiert und niedergebügelt worden seien; und daß deshalb noch mehr »waschechte« (FAZ) Schriftsteller austreten bzw. den Kongressen fernbleiben würden. Und ich frage mich: Wie lebt Ihr inzwischen damit, da es doch nicht wahr ist?

Wahr ist, daß von den »waschechten« weder Kroetz noch Henscheid, weder Herburger noch Michael Schneider, weder Elsner noch Lenz, weder Guntram Vesper noch Gerd Fuchs, weder Rühmkorf noch Chotjewitz anwesend waren. Aber warum hätten sie wohl auch unbedingt sollen? Muß denn jeder Metallarbeiter zum Jahreskongreß seiner Gewerkschaft fahren nur darum, weil er im Betrieb geschickter ist als seine Kollegen? Und was hätte das Privatunternehmen Siegfried Lenz wohl schon in Berlin zu gewinnen gehabt, oder der Österreicher Peter Handke, den Karin Struck so sinnig auf der Tagung eines westdeutschen Verbandes vermißte? Ich selbst war bis dahin nie auf einem VS-Kongreß gewesen. Aber nicht, weil mich die »bekannte Atmosphäre von Stumpfsinn und Schwerfälligkeit« ('Tagesspiegel') abgeschreckt

hätte (ich habe einen Heidenrespekt vor »trocknen« Leuten, die sich in Vereins- und Urheberrecht, in Fragen der Kranken- und Rentenversicherung auskennen. Ihnen verdanke ich, daß ich mir vor Jahren endlich meine Zähne habe machen lassen können; genial bin ich selbst, sondern weil ich meine Interessen bei Delegierten aufgehoben wußte; ich hatte sie schließlich vorher, nach Beratung mit ihnen, im Landesverband gewählt.

Ich weiß, ich rauche zuviel. Wer nicht? Vom Trinken nicht zu reden. Und eben klingelte es, und ein Nachbar, dem ich kürzlich, nach Jahren der Arbeitslosigkeit, nicht abgeraten habe, in die Hamburger SPD einzutreten, bringt mir, wieder frisch in Lohn und Brot, eine Flasche Andechser Bergbock hell, erstanden bei unserem peruanischen Braumeister vom Eck, der seit Jahren mit mäßigem Erfolg versucht, den auf schlechte italienische Weine kaprizierten Hamburger Geschmack an die edelsten deutschen Biere zu gewöhnen. Ich schreibe das, und dabei habe ich die Zeitungsberichte über unseren Kongreß zur Hand; ich blättere in Eurem 'VS-Berlin-Papier Nr. 3' — da habt Ihr noch einmal Eurem Ärger über das Geschehene Luft gemacht, bevor Ihr Euch in Berlin neu konstituiert. Ich weiß, Ihr glaubt, in der linken Provinz habe man zu wenig Verständnis für die Lage vieler Schriftsteller in Osteuropa. Ich kann Euch versichern, ich kenne keinen — was immer das sei: — DKP-Schriftsteller, der es nicht absolut unterirdisch findet, einen Autor für das, was er schriftlich unter die Leute bringt, ins Gefängnis oder in eine psychiatrische Anstalt zu stecken. Und sind nicht etwa alle Eure Anträge, die offenbar verzweifelte Lage einiger russischer und rumänisch-deutscher Kollegen betreffend, mit großer Mehrheit angenommen worden? Freilich, davon hat von den großen Blättern wieder nur die FR berichtet; und Euch selbst haben, als sie behandelt wurden, die eigenen Anträge

nicht mehr interessiert. Da feiertet Ihr bereits unter Protest woanders einen Geburtstag.

Viele Autoren, die aus der DDR gekommen sind, leben heute als VS-Kollegen zusammen mit Euch in Berlin. Ihr fordert mit Recht mehr Verständnis für ihre Erfahrungen, ihre Situation. Können wir im Gegenzug Eurer Aufmerksamkeit sicher sein für das ganz neue Maß an Ausschließung von Öffentlichkeit, das Autoren in Westdeutschland in Kauf nehmen, für die das Wort 'Kapitalismus' zum Beispiel noch etwas beinhaltet und die 'ZEIT' eine Zeitung ist, in der man — wenn wir Dich damals, 68, richtig verstanden haben, lieber Peter Schneider — besser nicht schreiben sollte? Daß beide Gruppen, die der äußeren Emigration aus der DDR und die der inneren in Westdeutschland, sich wenigstens einmal über ihre Differenzen verständigen, hättet Ihr in der Hand gehabt zu bewerkstelligen, als Ihr im Winter zu Eurem Treffen 'Die Uneinigkeit der Einzelgänger' einludet, Freunde; stattdessen habt Ihr fast ausschließlich Sympathisanten und Vertreter Eurer politischen Linie nach Berlin gebeten, unter ihnen, sinnigerweise, der große Dichter Schacht.

Müßten wir hier, in Hamburg, nicht unter dem herrschenden kulturellen Geschmack einer Koalition von rechter SPD, Elbchaussee und Medien-Schickeria wirtschaften, eines Geschmacks, der weitaus ekelhafter und verfault ist als derjenige, den Thomas Bernhard zum Entzücken des 'besseren' Hamburg an Wien schmäh, hätten wir also seinerzeit auch nur mit einem Bruchteil der Institutionen und des Geldes rechnen können, über das Ihr in Berlin verfügt, — ich kann Euch versichern: Wir hätten Euch, zu einer entsprechenden Tagung, eingeladen.

Propos das Geld (und das wäre ein poetischerer Stoff, lieber Balzac!); Da stellt Ihr Euch hin, lieber Lothar Baier und liebe Ursula Krechel, in Wannsee-

Villen-Interieurs vor die Kameras und beklagt Eure mit Stipendien und Preisen subventionierte Almbauern-Existenz. Habt Ihr einmal bedacht, wie das wirken könnte auf Kollegen, die nicht zu den großen Haufen gehören, oder besser (Ihr wißt, ich meine nicht Euch) zu den Maulwurfshügeln, auf die bekanntlich der Teufel scheißt?

Gemessen an anderen Etats für Literaturförderung in Westdeutschland quillt Berlin über von Subventionen, Preisen, Reisestipendien, literarischen Tagungen und Institutionen. Das war nicht immer so. Berlin vor dem Bau der Mauer war, literarisch, tote Hose. Ist es da tatsächlich so ungeheuerlich, Freunde, wenn sich in der Provinz der Verdacht nicht zerstreuen lassen will, die besondere Fürsorge von Senat und bürgerlichen Medien könne nicht nur etwas zu tun haben mit Euren unzweifelhaften literarischen Qualitäten, sondern auch mit dem kruden Interesse, in Berlin mit Euch Staat zu machen? Ich weiß, wovon ich rede: Ich habe ja selbst in Berlin neun Jahre lang von Stipendien und Preisen gelebt. Und Du zum Beispiel, lieber Buch, erweckst bei Leuten, die Dich nicht besser kennen, mittlerweile sogar den Eindruck, als seist Du nur noch in diplomatischen Diensten unterwegs. Glaubst Du da, Du wirkst sonderlich überzeugend, wenn Du das 'Gejammere ums Materielle' anprangerst und den Mut zum Risiko forderst vor Leuten, die, mit dem Kommunismusverdacht am Arsch, seit der Wende in fast allen unseren Köpfen nicht mehr auf ihr Geld kommen?

Sag ihnen, ich bin in Not, sagte mir Herburger am Telefon, bevor ich nach Berlin fuhr. Wann hat er seinen letzten Preis gekriegt? Von den Sperrigen unter den Anfängern, von denen, die in den Medien, und sei's beim Schulfunk, um jeden Fußbreit Boden Rückzugsgefechte riskieren, von denen, die eingesunken in soziale Konfliktstoffe der nächsten Nähe die Stilhöhe von Auftragsarbeiten fürs gutbürgerliche Feuilleton noch

verfehlen, gar nicht zu reden.

Ich meine ja nur, damit das klar ist, im Rückblick: Kaum einer hat in Berlin Hans Peter Bleuel gewählt. Gewählt hat die Mehrheit die letzte Chance, mit berufspolitischen Problemen in Zukunft nicht just bei Euch, in Berlin, zu Hofe gehen zu müssen.

Daß die Literatur — und ich meine hier damit das literarische Kunstwerk — im VS und in den angrenzenden politischen Szenarien linken Engagements wieder ihre Heimstatt finden muß, — geschenkt. Seit mehr als fünfzehn Jahren halte ich in Hamburg den Kopf hin dafür. Man hat uns auf 'Zielgruppen', auf 'Betroffenheit' einschwören wollen. Gedicht bei Fuß, als ständig einsatzbereiter schöngestiger Flankenschutz für das jeweils letzte Gefecht, waren wir geduldet, auf gewerkschaftlichen Kulturveranstaltungen als Pausenclovers zwischen Rockmusik und Demo. Und erst jetzt, nach ihrem Rückzug, wird — Bukowski, Tod des Märchenprinzen — das ganze Ausmaß des ästhetischen Flurschadens, den eine sogenannte Linke angerichtet hat, sichtbar.

Daß uns nun aber deshalb Sarah Kirsch gleich näherstehen soll als Ferlemann, lieber Delius, ich weiß nicht. Was steht Dir näher, Dein Tisch oder Dein Stuhl? Und sind denn der Geist und seine Ziele a priori edler als der Bauch? Daß das so sei, dafür war doch wohl immer nur eine Minderheit von Künstlern ein Beweis. Der Bauch, hat er nicht immer auch seinerseits den größten Idealismus aufgewendet, um sich und die seinen satt zu machen? Und der Geist auch Machtgier und Opportunismus, um sich den seinen vollschlagen zu können? Und geht es denn nie ohne Idolatrie ab: Mal das Proletariat — und nun das Genie?

Die bourgeoise Überzeugung, daß der Geist gut und die Macht, wenn nicht immer böse, so doch allemal nicht koscher sei, — das ist die Illusion, an der der VS in der IG Druck und Papier bis-

her zu kränkeln und zu schleppen hatte; die andere, größere, ist die sozialdemokratische der 70er Jahre, der Geist stehe links. Mal abgesehen davon, daß das den historischen Tatsachen widerspricht: Auch die Wahl, die viele Autoren seit Mitte der 60er Jahre getroffen hatten, stellt sich heute bei nicht wenigen als eine bloß geistige heraus, die — weil nicht primär von materiellem Interesse diktiert — so unschwer zu korrigieren ist wie die Begeisterung für ein bloßes Gefühl. Heute haben wir die Bescherung: Literarische Großunternehmer, Liebhaber, Krauter, arbeiterfreundliche und kleinunternehmerische Psychen und Psychosen, Linke, Liberale und Meister ihres Faches, die wie Du, lieber Schädlich, dennoch die Totalitarismustheorie so wörtlich nehmen, wie Hannah Arendt selbst sie nie verstanden hat, dazu berühmte Kollegen, über die eine neue Generation möglicherweise genauso befinden wird wie wir, heute, über Rudolf Herzog oder Binding. Und alle sollen sie zugleich Gewerkschaftler sein, einig im Widerstand gegen den täglichen Klassenkampf von oben. 'Schlammanschlägen?' Von wegen! Ich finde, wir können schon froh sein, daß es nicht längst Tote gegeben hat.

Wie klar kommen damit, daß uns seinerzeit dekretiert wurde, wir seien Proletariat, und nicht vielleicht doch bloß Proleten, treuherzige Bourgeois, bestenfalls plebejische Elite und widrigenfalls ein windiges Heroen-Völkchen, das sich, weil es kluge Köpfe hat, gern ausgenommen glaubt von der Regel, daß das Sein das Bewußtsein bestimmt? Wie es aushalten in einer berufsständischen Vereinigung, die gleichzeitig Gewerkschaft sein will, einem Unding, einem Nonsens-Betrieb also, genaugenommen?

Immerhin, dieser Nonsens-Verband hat inzwischen leidliche soziale Sicherheit im Alters- und Krankheitsfall für viele gebracht. Und das ist, allerbeste Zähne, ja nun schon beileibe nicht

wenig. Aber was jetzt, wo gründliche Verbesserungen erkämpft sind? Muß da nicht mit Zwang eintreten, was eben Frauengruppen erleben? Der Feind ist leidlich auf Distanz gebracht, und nun kriegt man sich gegenseitig in die Haare und erinnert sich, daß es nicht nur einem gemeinsamen Gegner etwas abzutrotzen, sondern auch untereinander etwas zu verteilen gibt...

Ich erinnere mich, lieber Buch: Du, Born und ich: wie drei Musketiere fühlten wir uns in den 60er Jahren gegen eine Welt von Feinden. Aber als dann endlich jeder irgendwoanders ein bißchen angekommen war, fing die Flamme der Freundschaft doch arg an zu flackern. Was blieb, war der Respekt vor dem, was jeder unabhängig von seinen politischen Verlautbarungen literarisch, ästhetisch leistete. Diese Tugend, die linkes Feuilleton oft nicht einmal gelten läßt, das bürgerliche nur zu haben behauptet, wenn es ästhetische Gründe vorschützt, um Autoren aus politischen kaltzustellen — diese Tugend, meine ich, könnte dem VS, falls sie sich einbürgern ließe, ein bißchen von dem moralischen Zusammenhalt zurückgeben, der verloren ging, seitdem die berufspolitischen Ziele *allein* offenbar zur Solidarität nicht mehr motivieren. Ich meine, wie könnte ich einem Kollegen den Respekt versagen, dem im Werk ein kühner, kunstsinniger und mitleidvoller Zugriff auf Welt gelingt, wie immer er sonst *publizistisch* — kommunistisch, kleinunternehmerisch, bourgeois oder antikommunistisch — herumfuchtelte mag? Und wie einem andern, der als Sachbuchautor plausible Arbeit leistet; oder sonst plausibel ist als einer von denen, die uns die berufspolitische Arbeit abnehmen, die wir, trotz betörender Bekundungen, daß 'Dichter an die Spitze' gehörten, weder leisten können noch wollen?

Daß es in Zukunft nicht genügt, bloß an der Medienfront um Sendezeiten, Mindesthonorare oder die Abschaffung der Mehrwertsteuer zu streiten —

unserem sogenannten 'Gewerkschaftsflügel' sei's gesagt. Die 'Übermacht der audiovisuellen Medien' läßt sich gut beschwören; aber wenn wir ihr nichts entgegenzusetzen hätten als unseren Abscheu, wären wir wirklich arm dran. Was ist mit dem literarischen Kunstwerk? Linker Populismus hat es in Mißkredit gebracht. Die neue Rechte erweist ihm kraft wehevollen Umgangs mit höherem Kitsch eben wieder den üblichen Bären dienst. Trotzdem oder gerade deshalb: Wer auf Kultur aus ist im Verband, wird sich etwas einfallen lassen müssen dazu, wie sich Dichtung in Zukunft anders und klarer zu erkennen geben kann als bisher: auf unseren Kongressen, in der neuen IG Medien und in jeder Richtung darüberhinaus. Und das nicht, weil sie — wie Karin

Struck meint — das Herz ist und alles andere bloß Niere oder sonstwas, sondern weil es schlicht reaktionär wäre, die Kunst irgendwelchen politischen oder sozialen Zielen hintanzustellen; sie mögen noch so hehr sein: ist sie Kunst, hat sie diese immer schon mit im Sinn.

Aber da hat mich doch das Nonsensding 'Schriftstellergewerkschaft' schon wieder gelinkt: Denn eben, weiter oben, habe ich noch gefragt, warum denn 'waschechte' Schriftsteller so unbedingt auf VS-Kongressen anwesend sein müßten. Und nun will ich sie genauso unbedingt da haben, und zwar kräftig und geballt mit all ihren guten Werken ...

Lieber Walser, was hast Du uns bloß eingebracht!

*auf jener bank am teltowkanal
nachts um halb vier
da ist nichts passiert, nichts
und das ausgerechnet mir
Karl Heinz Scherfling*

Agnes Hübner

Ludwig Börne

»Außer dem denkwürdigen Einflusse, den Börne auf die politische Bildung des deutschen Volkes hatte, gewann er, da er diesen Einfluß gerade in so geistreicher Form und Sprache geltend machte, noch im besonderen zur Literatur eine Stellung, die, man kann wohl sagen, epochemachend gewesen ist. (...) Alle hatten sie von Goethe herab bis zum gewöhnlichsten Taschenbuchnovellisten ein bestimmtes, nur in den bisher in der Literatur abgesteckten Grenzen liegendes *ästhetisches* Ziel. (...) Börne jedoch gelang es, ohne es zu wollen, ein deutscher Classiker zu werden. Dasjenige, woran er am wenigsten gedacht hatte, fiel ihm am ersten zu. Er beurteilte die Dichter, die Schauspieler, die Philosophen, die Publizisten seiner Zeit; er machte aus dem Jean Paulismus etwas Klares, Durchsichtiges, schrieb Satiren aus äußeren Zwecken, trieb die schöne Literatur nur, um die Politik in ein erlaubtes Gewand zu hüllen, sprach von Schiller und Goethe und dachte dabei an Montesquieu und Metternich, schrieb fast immer nur auf äußere Veranlassung, getrieben durch eine herausfordernde Gelegenheit — und doch ist aus diesem Zufälligen etwas Notwendiges geworden, die Zusammenstellung seiner vereinzelt Tätigkeit machte Epoche. Er wirkte nicht bloß auf Minister und Landstände, wie er fast allein zu wollen schien, sondern auf den ganzen Verlauf unserer Literaturentwicklung, auf unsere Dichter, unsere Stilisten.«

Ludwig Börnes erster Biograph, Karl Gutzkow, wußte, worüber er schrieb, war er doch wie die gesamte Schriftstellergeneration des Jungen Deutschland, die nach Goethes Tod Furore machte, ein Nachfahr Börnes. Und wenn Gutzkow sein Vorbild auch nie erreichte, die Charakteristik trifft es.

Der Gegensatz, in den er Ludwig Börne zu jener Literatur stellt, die ein ästhetisches Ziel verfolgte, weil ihr die Verwirklichung menschlicher Hoffnungen und Harmonien nur in der Kunst erreichbar schien, war Börnes Problem. Er sah die Kunst in ihrer politischen Wirkung, allenfalls als politisch-gesellschaftlichen Reflex. Er ordnete sie der Politik unter. Dieser Gegensatz bestimmte seine Arbeit und jedes nachfolgende Urteil über diese Arbeit.

Börnes Stellung in der deutschen Literatur ist von zwei dem Anschein nach einander widerstrebenden Haltungen bestimmt. In allem, was er behandelte, in der Theaterkritik, in der Rezension, im Brief, in Tagebuch und Aphorismus, in den — heute würden wir sie Reportagen nennen — Reiseberichten und Beobachtungen galt ihm das verborgen oder offen Politische als Primäres. An Cotta schrieb er 1821:

»Ich will Ihnen Ihrem Wunsche gemäß meine Ideen über ein zu unternehmendes literarisches Tageblatt kurz vorlegen. (...) Meine Absicht wäre eigentlich nicht, die erscheinenden Schriften ihrem Werte oder Unwerte nach zu beurteilen; dieses würde zwar geschehen, aber nur zufällig und der Form wegen, es wäre aber nicht der Zweck. Der Zweck des Blattes aber müßte sein, die Literatur mit dem Leben; d.h. die Ideen mit der wirklichen Welt zu verbinden. Diese Verbindung geschieht auf zweierlei Art, indem man entweder vom Buche zum Leben herab- oder vom Leben zum Buche hinaufsteigt. Erscheint ein Werk, es sei nun gut oder schlecht, so würde es der Form nach rezensiert werden, dem Wesen nach würde gezeigt werden, wie die darin ausgesprochenen Ideen mit der wirklichen Welt in Verbindung stehen, oder in Verbindung gesetzt werden können, oder wie die Ausführung solcher Ideen schädlich wäre. Jede Wissenschaft wie jede Kunst hat eine Seite, wo sie alle Menschen anspricht, und diese müßte berührt werden.«

Die Art, in der Börne sich äußerte, seine Darstellungsweise, sein subjektivistischer Stil, den er als einer der ersten in der deutschen Literatur handhabte — sein über alles verehrtes Vorbild war Jean Paul —, scheint zu dieser Haltung im Gegensatz zu stehen. Börne schreibt von seinen Eindrücken, seinen Einfällen, er schreibt stets — nur in der Gedenkrede auf Jean Paul hat er es nicht getan —: Ich. Diese Subjektivität ist die moralische Instanz, die sich nicht in der Überhebung der eigenen Person, die Urteile fällt, wie es beliebt, äußert, sondern sich auf das eigene Urteil beschränkt. Was man sieht und erfährt, die Gefühle und geheimen Gedanken ehrlich aufzuschreiben, darum allein gehe es, notiert er in einer spöttischen Abhandlung über die Möglichkeit, in drei Tagen ein Originalschriftsteller zu werden. Aber er meinte es nicht allein spöttisch.

In der Einleitung der gesammelten Schriften, die Börne 1829 mit 'Dramaturgischen Blättern' eröffnete, erklärte er sich ein weiteres Mal: »Es war oft komisch, wenn junge Leute, die Respekt vor mir hatten, im Theater, oder nach demselben, auf meine Worte horchten, was ich urteile von dem Stücke, ob ich es für gut oder schlecht erklärte. Wahrhaftig, ich hatte beim zweiten Akt, den ersten, wenn der Vorhang fiel, alles vergessen, und ich erinnerte mich gar nicht, ob das Stück gut oder schlecht war. Aber am folgenden Tage kam immer etwas, das mich daran erinnerte: Das Stück mußte schlecht gewesen sein, und da setzte ich mich hin und beurteilte es, und tadelte die Zeitung des Morgens im Comödienzettel des Abends, die Natur in der Kunst. Ich schlug den Sack und meinte den Esel.«

Das Stück mußte schlecht gewesen sein, weil bei der morgendlichen Lektüre der Zeitung, angesichts der politischen Wirklichkeit, nichts von dem sich wiederfand, was das Publikum im Theater noch beklatscht haben mochte, und der quälend erniedrigende Zustand der deutschen Gesellschaft Börne doppelt kränkte, dachte er daran, daß in der Komödie am Abend die Erniedrigung noch ihre Idealisierung erfahren hatte.

»Alle unsere dramatischen Dichter, die schlechten, die guten und die besten, haben das Nationale der Un-Nationalität, den Charakter der Charak-

terlosigkeit. Unser stilles, bescheidenes, verschämtes Wesen, unsere Tugend hinter dem Ofen und unsere Scheinschlechtigkeit im öffentlichen Leben, unsere bürgerliche Unmündigkeit und unser großes Maul am Schreibtisch — alles dieses vereint, steht der Entwicklung der dramatischen Kunst mächtig im Wege. (...) Dem Deutschen ist ganz unbekannt, wie viel der Mensch an Wahrheit, Grobheit und Satire, ohne zu sterben, ertragen kann. Er weiß noch weniger, daß der Mensch gar nicht daran stirbt, sondern vielmehr stärker und gesünder davon wird.«

Das Nationale der Un-Nationalität ist Börnes Lebensthema. Zeit seines Lebens bekämpfte er den Taumel, in dem das deutsche Volk sich bewegte: entweder unterwürfig angepaßt oder überschwenglich und prahlerisch in der Hochstimmung, daß das Deutsche, wenn es denn einmal zum Zuge komme, alle anderen Nationen bei weitem überragen müsse. Er war Republikaner, ein republikanischer Literat, also Vertreter einer Gesellschaftsordnung und Geisteshaltung, mit der die deutsche Geschichte stets die größten Schwierigkeiten gehabt hat. Solange er lebte, konnte er niemandem gleichgültig bleiben. Er war zu gut. Danach wurde er im besten Fall ein Klassiker, im schlechtesten Fall, und der trat in den Literaturgeschichten, die von ihm Kenntnis nahmen, recht häufig ein, der Begründer des Feuilletons im deutschen Journalismus. Das ist gewiß nicht ehrenrührig, aber doch nicht der eigentliche Platz des Republikanismus.

Ludwig Börne datierte seinen nun zweihundert Jahre zurückliegenden Geburtstag auf den 6. Mai 1786. An Jeanette Wohl, seine Lebensfreundin, schrieb er einmal aus Berlin: »Adieu, Adieu. Den 6. Mai ist mein Geburtstag. Schreibe mir an diesem Tage, wenn es nicht für ihn geschehen kann, einen langen, lieben Brief.« Die meisten Biographen halten gern am 22. Mai als Geburtsdatum fest, so schon Gutzkow. Die israelitische Gemeinde in Frankfurt nannte den 24. Mai 1786 als wahren Geburtstag. Und so haben wir drei Daten.

Der von Börne erwähnte 6. Mai könnte eine Anspielung auf seinen späteren Wechsel zur protestantischen Konfession sein, den er zwar nicht an einem 6.5. vornahm, aber an einem 5.6. Mit dieser Taufe 1818 verbunden war die Änderung des Namens. Aus Löw Baruch, dem Frankfurter Juden, wie im Paß vermerkt, wurde Ludwig Börne, der Protestant. Ludwig Marcuse schrieb über die Entscheidung: »Es ist anzunehmen, daß der Kämpfer Börne für seinen Kampf die Arme frei haben wollte und daß ihm die Ablegung des angestammten Namens und der angestammten Konfession lediglich ein Akt kämpferischer Taktik war, ein Akt, der ihn kaum Selbstüberwindung kostete.«

Zwischen Geburt und Namenswechsel liegen historische Ereignisse, die die Entscheidung des Zweihunddreißigjährigen gut begründen.

Ludwig Börne, genauer Löw Baruch, wurde im Frankfurter Getto, in der Judengasse, geboren. So wie die Bürger der Freien Reichsstadt Frankfurt für ihren Antisemitismus bekannt waren, so galt dies Getto als das quälend-

ste aller quälenden in Deutschland. Bis 1806, als unter Napoleon aus der Freien Reichsstadt das Großherzogtum Frankfurt wurde, waren Juden den schärfsten Ausnahmebestimmungen unterworfen. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, zu Börnes Kinderzeit, beschrieb ein Reisender die Gasse folgendermaßen: »Stellen Sie sich eine lange Straße vor, welche über eine Viertelstunde lang und von Häusern eingeschlossen ist, die fünf bis sechs Etagen hoch sind. Denken Sie sich diese Häuser mit Hinterhäusern, und diese womöglich nochmals mit Hinterhäusern, die kaum soviel Hofraum haben, daß das Tageslicht hineinfallen kann, alle Winkel bis an das Dach hinauf voll enger Stuben und Kammern, in diesen 3000 Menschen zusammengeschichtet, welche sich glücklich schätzen, wenn sie ihre Höhlen verlassen und auf ihrer schmutzigen und feuchten Straße Luft schöpfen können.« Aber was hieß schon Luft. Die Gasse war auch die Kloake. »Beim Eintritt«, fährt der Reisende fort, »brodelte mir ein Quell von Gestank entgegen, der meinen Geruchswerkzeugen vorher noch ein ganz unbekanntes Phänomen war. Es wäre nicht nötig«, die auf der Gasse sich bewegend Menschen »zu zwingen, daß sie sich durch ihre kurzen schwarzen Mäntel und Kragen von anderen unterscheiden sollten; ihr totenblaues Angesicht zeichnete sie auf eine betrübte Weise von allen anderen Einwohnern aus.« Kein Jude durfte Alleen oder Grünanlagen betreten. Der Grundsatz galt: »Wo grüner Raum, kein Jude!«

Börnes wohlhabende Familie, Vater und Großvater waren Finanzberater und -agenten an verschiedenen Höfen, mag ihm manches erleichtert haben; die auf ihm wie auf seinen Nachbarn lastende Bedrängtheit, in der die letzte, »tiefste Pariakaste im Gemeinwesen« (Marcuse) zu leben hatte, konnte sie ihm nicht nehmen.

Mit vierzehn Jahren verließ er das Getto. Nach einer kurzen Zwischenstation in Gießen schickte der Vater ihn zum Studium der Medizin nach Berlin, in die Obhut des bekannten Arztes Marcus Herz. Es scheint, daß Börne an der Medizin wenig Interesse fand, um so mehr aber an der jüngeren Ehefrau seines Lehrers, an Henriette Herz, die einen bedeutenden Berliner Salon führte. Er fand wenig Gegenliebe und ging nach Halle, schließlich nach Heidelberg, um Staatswissenschaften und Kameralistik zu studieren, wofür er schließlich in Gießen zum Doktor promoviert wurde. Über sein Verhältnis zur Wissenschaft schreibt 1808 der Zweiundzwanzigjährige einen Aufsatz, der sich wie eine Programmschrift seines Selbstbewußtseins liest: 'Das Leben und die Wissenschaft'. »Man hat eine Mauer aufgerichtet zwischen dem Leben und der Wissenschaft, zwischen der Stube des Gelehrten und dem Felde des bürgerlichen Handels, zwischen Theorie und Praxis; eine Mauer, die man mit der ängstlichsten Treue bewacht, die daher nicht erklommen werden kann; die man zerstören muß, um in das Gebiet, das sie beschützt, gelangen zu können.«

Johannes Proelß, einer der wenigen Literaturhistoriker aus dem wilhelminischen Preußen, der nicht dem Chauvinismus der Nationalliteratur verfallen war, in der Börne und sein Gefolge wenig oder nichts galten, sagte von dieser frühen Schrift: »Börnes Forderung, daß Leben und Wissenschaft

einander durchdringen mußten, in ihrer Anwendung auf die Politik, war in der damaligen Zeit ein völlig neuer revolutionärer Gedanke.«

Dank der napoleonischen Reformen, die auch Frankfurt ergriffen, konnte Doktor Louis Baruch ein öffentliches Amt antreten. Mit Hilfe seines Vaters wurde er Polizeiaktuar auf dem Römer, eine Art Kommissar. Seine Arbeit hinderte ihn nicht am gelegentlichen Schreiben, und die Tatsache, daß den napoleonischen Kriegen seine formale Emanzipation als Jude zu danken war, hinderte ihn auch nicht, in die patriotische Begeisterung der gegen Napoleon geführten Befreiungskriege einzustimmen, gegen das Napoleonische anzuschreiben. So klar und deutlich Börne die revolutionären Folgen von Napoleons Eroberungen sah — der Essay über das Leben und die Wissenschaft endet mit dem Satz: »Der Leier des gallischen Orpheus konnte keiner widerstehen, sogar die deutschen Bären tanzten« —, so mißfiel ihm doch das Antirepublikanische des neuen französischen Monarchismus. Hierin war er einem anderen Seltenen der deutschen Literatur recht ähnlich: Johann Gottfried Seume.

Soll man es Unbestechlichkeit nennen, Unbeugsamkeit? In jedem Fall erschien Börne in dieser für ihn typischen Haltung seinen Freunden und Feinden widersprüchlich. Glaubten die einen ihn in ihrem deutschtümelnden Franzosenhaß auf ihrer Seite, weil er wie sie Napoleon verachtete, hatten sie ihn doch nur an diesem Punkt und eigentlich gar nicht. Glaubten die anderen, ihn von diesem Punkt aus zum Kosmopoliten erheben zu können, vergaßen sie seinen republikanischen Patriotismus und hatten ihn auch nicht. Er war nicht leicht zu haben. Börne, der Feind Goethes, ließ sich von den Feinden Goethes nicht applaudieren. Einmal gebeten, eine Faustdichtung von Nikolaus Lenau in französischen Zeitschriften zu besprechen, antwortete er: »Bei der Gelegenheit müßte ich auch vom alten Goethe'schen sprechen, gegen welchen letzteren ich viel einzuwenden habe. Es ist aber gegen mein Gefühl, in französischer Sprache etwas gegen Goethe zu sagen und die Hochachtung, welche die Franzosen vor ihm haben, zu stören. Ich will lieber den Lenau in einem deutschen Artikel besprechen.«

Den Doktor Louis Baruch befreite seine Gegnerschaft zu Napoleon so wenig, wie die deutschen Befreiungskrieger sich mit ihren Siegen über die französischen Armeen von den eigenen Fürsten befreien konnten. Kaum war Frankreich besiegt, wurde Frankfurt wieder die alte deutsche Freie Reichsstadt mit ihrem alten Judenhaß, und Börne war die längste Zeit Polizeiaktuar auf dem Römer gewesen. Die Reaktion kehrte auf der ganzen Linie nach Deutschland zurück und nach Frankreich auch. Baruch entschied sich für Börne, und als es ihm immer schwieriger wurde, andernorts zu schreiben, was er meinte, gründete er seine eigene Zeitschrift, 'Die Wage'.

In der Vorrede seiner Schriften erzählt Börne: »Deutschlands kritische Nacht war gekommen, die Wärter saßen kopfschüttelnd am Bette, alte Basen machten bedenklich Runzeln, und die Lichter wurden nicht mehr geputzt. Da richtete sich der Kranke plötzlich auf, saß ganz gerade, blickte umher und fragte: 'Wo bin ich?' — 'In Ihrer alten Wohnung, bei den lieben

Ihrgen' — antwortete der Arzt freundlich und vergnügt und machte eine siegreiche Miene. Ein wohltätiger Schweiß war ausgebrochen, die Fieberphantasien hatten aufgehört, der gute alte Puls war gleich wieder da, und die Gesundheit kehrte mit schnelleren Schritten zurück, als sie sich entfernt hatte. Nur einige Tage blieb der Genesende schwach, aber er lächelte selig, alles war ihm recht, er war alles zufrieden. Noch einige Tage und Vetter Michel stand wieder auf den Beinen, schnitt sich zwölf Dutzend neue Federn und aß abends seinen Kartoffelsalat. (...) Ach! es war eine schöne Zeit. Zwar habe ich nicht mitgefochten im Befreiungskriege — mir fehlte das gehörige Maß des Körpers und des Glaubens — aber ich habe den Franzosen auch kleine Stöße gegeben. Von der Polizeistelle eines rheinischen Bundesstaates war ich, ohne Stuhl und Stil zu wechseln, zur Polizeistelle eines deutschen Bundesstaates gekommen. Früher hatte ich gehorsame, eilfertige Briefe nach allen Postwinden geschrieben, um arme deutsche Jungen, die sich versteckt hatten, weil man sie als widerspenstige Conscripte verfolgte, zu erspähen und den französischen Metzgerknechten auszuliefern. Jetzt schrieb ich noch gehorsamere, noch eilfertigere Briefe, um alte Deutsche mit pedantischen Herzen, die immer noch Liebe und Bewunderung für Napoleon zeigten, als Verräter festzuhalten und deutschen Metzgerhunden zur Bewachung zu übergeben. Einmal fing man einen solchen Spion, und ich mußte ihn auf Befehl meiner Vorgesetzten zwingen, sich bis aufs Hemd auszukleiden, um nachzusehen, ob er sich nicht die drei Farben tätowiert hätte. Ich fand nichts, sah daß alles gut war, und Deutschland wirklich frei. Darauf bekam ich meinen Abschied, und das war auch gut. Ich trieb Privat-Patriotismus und gab eine Zeitschrift heraus: Die Wage. (...) Ich setzte die wohlweise Perücke auf und sprach Recht in den wichtigsten und hitzigsten Streithändeln der deutschen Bürger — in Komödiensachen.«

Börne wurde der berühmte Börne. Zehn Jahre später begrüßte ihn bei einem Berlinbesuch das dortige 'Conversationsblatt': »Der geistreiche Doktor Börne aus Frankfurt am Main, früher Herausgeber der Wage, dessen kritische scharfe Feder wirkungsreicher gewesen als sein Name in Norddeutschland bekannt ist, befindet sich gegenwärtig hier, nachdem er auf einer größeren Reise Weimar besucht hat. Er wird Berlin, das er seit zwanzig Jahren nicht gesehen, hoffentlich verändert finden.«

Hoffentlich verändert finden, das sollte heißen, er wird hoffentlich nicht mit jener bekannten Schärfe und Ironie, die gefürchtet waren, über Kunst und Gesellschaft der Stadt herfallen. Und Weimar besucht zu haben, ohne Goethe besucht zu haben — das Conversationsblatt hätte es erwähnt —, das hieß, er ist ein arroganter Hund.

Börne war ein gesuchter Autor geworden. Er schrieb für die angesehenen Zeitungen des angesehenen Goethe- und Schiller-Verlegers Cotta. Erst zweiundvierzig Jahre alt, begann er mit der Herausgabe seiner gesammelten Schriften bei Campe, der auch Heine verlegte. Und dennoch hatte sich, nicht allein der körperlichen Leiden wegen, eine gewisse Apathie seiner bemächtigt. Die auf Deutschland lastende politische Reaktion, die Pressezensur, der in seiner vielgelesenen 'Monographie der deutschen Postschnecke'

satirisch geschilderte Krämergeist, der Bürokratismus, die Schikanen hatten auch Börne ermüdet. 1830 in Soden zur Kur, beobachtete er von seinem Fenster aus Gänse, Hühner, Hofhund und Rindvieh und hielt seine Ansichten darüber im Tagebuch fest. Es schien, die gesammelten Schriften würden damit ihren Abschluß finden. Doch es kam der Juli in Frankreich, der Sturz der bourbonischen Reaktion, die die Französische Revolution von 1789 endgültig zum Stillstand gebracht hatte. Und Börne ging zum dritten Mal nach Paris.

Von 1831 bis 1833 schrieb er von dort Briefe, die, nacheinander in Sammlungen herausgegeben, den geistreichen Doktor Börne zum gefeierten und gehaßten, auf dem Hambacher Freiheitsfest umjubelten, in Metternichs Akten verdamnten Revolutionär machten, zum bürgerlichen Revolutionär für Deutschland. Aber in Deutschland fand keine Revolution statt. Einem kurzen Aufschwung liberaler Ideen, von ganz wenigen 'Emeuten' begleitet, folgte abermals die Reaktion, die alles, was mit Börnes Geist in Verbindung stand, alles, womit er sich in geistiger Verbindung wußte, unterdrückte.

1835 beschloß der Deutsche Bundestag — der unter Österreichs und Preußens Führung stehende Staatenbund aller deutschen Klein- und Großstaaten — eine Verpflichtung für alle Bundesregierungen, »gegen die Verfasser, Verleger, Drucker und Verbreiter der Schriften aus der unter der Bezeichnung 'Das junge Deutschland' oder die 'junge Literatur' bekannten literarischen Schule, zu welcher namentlich Heinrich Heine, Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Ludolph Wienbarg und Theodor Mundt gehören, die Straf- und Polizeigesetze ihres Landes sowie die gegen den Mißbrauch der Presse bestehenden Vorschriften nach ihrer vollen Strenge in Anwendung zu bringen, auch die Verbreitung dieser Schriften, sei es durch den Buchhandel, durch Leihbibliotheken oder auf sonstige Weise mit allen ihnen gesetzlich zu Gebote stehenden Mitteln zu verhindern.«

Der österreichische Staatskanzler und mächtigste aller Regierungschefs der vielen Bundesregierungen, Fürst Metternich, der mit Börnes Vater Jakob Baruch gemeinsam die Schule besucht hatte und dessen finanziellen Ratschlägen stets seine Aufmerksamkeit zuwandte, führte bei diesem Beschluß die Feder. Daß Börne darin nicht namentlich erwähnt wird, war kein Freibrief. Wie sehr er, wäre man seiner habhaft geworden, sich hätte Schikanen aussetzen müssen — Laube saß schon im Gefängnis, und Gutzkow folgte bald nach —, wie Börnes Schriften der Zensur mißfielen, erhellt allein daraus, daß sein Verleger Campe die BRIEFE AUS PARIS unter getarntem Firmenzeichen und dem Titel 'Zur Länder- und Völkerkunde' auf den Versand gegeben hatte.

Die Hoffnungen auf eine Revolution in Deutschland waren gestorben.

Unter den großen Schriften, die Börne nach diesem Beschluß noch verfaßte, ragen zwei hervor. Eine Rezension des von Bettina von Arnim herausgegebenen 'Briefwechsels Goethes mit einem Kinde', die er zu seinem schärf-

sten Angriff auf Goethe nutzte, und die Abrechnung mit dem alten Bekannten Menzel. Wolfgang Menzel, zu seiner Zeit einer der ersten Literaturkritiker, hatte — für manche ganz überraschend — das junge Deutschland als unpatriotisch angeklagt und propagierte aufs neue die von Börne über alles verachtete Deutschtümelei. Menzel, der Franzosenfresser, nennt Börne ihn in dieser Schrift. Von neuem hatte Menzel die alte Melodie angeschlagen und dabei nicht vergessen, Börnes Patriotismus als den verborgenen Racheakt des unterdrückten Juden zu denunzieren.

»In Frankfurt am Main, wo der große Goethe als Patrizier-Kind aufgehätschelt wurde, kam ein kleines kränkliches Kind zur Welt, der Jude Baruch«, schreibt Menzel über Börne und legt ihm dann die Worte in den Mund: »Ich will mich auf die edelste Weise rächen, ich will Euch kämpfen helfen für Eure Freiheit.«

Börne antwortete ihm: »Was könnte ich meinen alten Feinden denn noch antun? Sind sie jetzt nicht meine Glaubensgenossen und Leidensbrüder? Ist nicht Deutschland das Getto Europas? Tragen nicht alle Deutschen einen gelben Lappen am Hute? Könnte ich zumal gegen meine Vaterstadt noch den kleinsten Groll haben? Sind nicht die Österreicher und Preußen ihre Christen? Und der Schimpf, den sie dort einst, Gering und Vornehm, Jung und Alt, bei Tag und bei Nacht, jedem Juden zugerufen: Mach Mores, Jud! müssen sie ihn jetzt nicht selbst anhören? (...) Hätte mein Herz auch brennend nach Rache gedürstet, es wäre jetzt betrunken! Aber es ist nüchtern an Lust, es fühlt nur den Schmerz des Vaterlandes, und wenn es ihn allein fühlt und für Alle, so ist es das Verbrechen der Empfindungslosen, nicht das meine!«

1837 ist Börne in Paris gestorben. Beerdigt wurde er auf dem Père Lachaise. Die Grabrede hielt der französische Gelehrte François Raspail, der »uner-schütterliche Republikaner« (Gutzkow). »Meine Herren«, sagte Raspail, »auch ohne Ihre Sprache zu verstehen, wurde mir das Glück zu Teil, Börne zu lesen und zu begreifen, und ich besitze ihn eben so gut wie Sie. Er willigte eines Tages darein, in Frankreich die Sprache zu reden, durch welche er deutsche Herzen so tief bewegt hat, und er tat Wunder; er wurde in Frankreich wie in seinem Vaterlande verstanden, er hatte sich selbst übersetzt; und seit seinem Debut hatte er in der ersten Reihe der Originalschriftsteller Platz genommen.«

Wenige Jahre nach Börnes Tod gab es noch einmal eine heftige Kontroverse um ihn, vermutlich durch Heinrich Heine ausgelöst, den Börne sehr verehrt, aber auch der politischen Ignoranz beschuldigt hatte.

1840 erschien bei Hofmann und Campe ein kleines Buch, »Heinrich Heine über Ludwig Börne«. Mehr über den Titel als über das Buch machte kurz darauf Gutzkow sich in seiner Börne-Biographie her: »Deutschland«, schrieb er, »wird nicht begreifen, was Herr Heine mit seiner Schrift eigentlich bezweckte. Der Titel: Heine über Börne verrät allerdings deutlich, daß

das ganze Buch der Selbstüberhebung gewidmet ist, und der Gegenstand desselben das Axiom sein solle: Heinrich Heine geht über L. Börne. (...) Aber warum bleibt diese Entscheidung nicht der Kritik, nicht den Zeitgenossen oder der Nachwelt überlassen?«

Das ist so einer der Irrtümer der Geschichte, die dem Vorurteil zu danken sind. Heine hatte sein Buch »Ludwig Börne - Eine Denkschrift« genannt. Gegen seinen Einspruch änderte der Verleger Campe diese Überschrift in jene, die Gutzkow den Anlaß seines Urteils gab — und nach ihm anderen, die ihn abschrieben.

Heine hatte Grund, sein Buch eine Denkschrift zu nennen. Denn so boshaft er in hundert Einzelheiten Börne auch herabzusetzen versucht, er hat ihn doch besser als andere verstanden. Hier stehen sich zwei Auffassungen von Literatur und Politik entgegen, die bis auf den heutigen Tag miteinander nicht vermittelt sind. Wie Börne war Heine ein Anhänger der bürgerlichen Revolution — und mehr noch als jener des aufkommenden Kommunismus. Die gesellschaftliche Verwirklichung von Gleichheit und Freiheit konnte er sich aber nur mit dem gleichzeitigen Ende der Kunst vorstellen. Bekannt ist der Satz aus dem Vorwort zur *Lutetia*: »Die Nachtigallen, die unnützen Sänger werden fortgejagt, und ach! mein 'Buch der Lieder' wird der Krautkrämer zu Tüten verwenden, um Kaffee oder Schnupftabak dar- ein zu schütten für die alten Weiber der Zukunft. Ach! das sehe ich alles voraus, und eine unsägliche Betrüb- nis ergreift mich, wenn ich an den Untergang denke, womit das siegreiche Proletariat meine Gedichte bedroht, die mit der ganzen alten romantischen Weltordnung vergehen werden. Und dennoch, ich gestehe es freimütig, übt ebendieser Kommunismus, so feindlich er allen meinen Interessen und Neigungen ist, auf mein Gemüt einen Zauber, dessen ich mich nicht erwehren kann.« Börne dagegen haßte Goethe und am Ende auch Heine, weil sie die Kunst über die gesellschaftliche Alltagswelt stellten. In allen Fragen war für ihn die menschliche Gleichheit der Maßstab: »Ein Riese ist nur zweimal so groß wie ein Zwerg, und jeder Zwerg ist ein halber Riese. Ein gleiches Maß von Kraft hat die Natur den meisten Menschen gegeben.«

So ist klar und darum eine Denkschrift über Börne und nicht Heine über Börne, daß beide einander fremd blieben und bleiben mußten. Heine nutzte seine Schrift zur prinzipiellen Abgrenzung, nicht zur Überhebung: »Wie in seinen Äußerungen über Goethe, so auch in seiner Beurteilung anderer Schriftsteller verriet Börne seine nazarenische Beschränktheit. Ich sage nazarenisch, um mich weder des Ausdrucks 'jüdisch' noch 'christlich' zu bedienen, obgleich beide Ausdrücke für mich synonym sind und von mir nicht gebraucht werden, um einen Glauben, sondern um ein Naturell zu bezeichnen. 'Juden' und 'Christen' sind für mich ganz sinnverwandte Worte im Gegensatz zu 'Hellenen', mit welchem Namen ich ebenfalls kein bestimmtes Volk, sondern eine sowohl angeborene als angebildete Geistesrichtung und Anschauungsweise bezeichne. In dieser Beziehung möchte ich sagen: alle Menschen sind entweder Juden oder Hellenen, Menschen mit asketischen, bildfeindlichen, vergeistigungssüchtigen Trieben oder Menschen

von lebensheiterem, entfaltungsstolzem und realistischem Wesen (...) Börne war ganz Nazarener.«

Ein anderer, auch in anderem Zusammenhang bedeutender Name, doch diesem Kreis in seiner Jugend zugehörig, in späteren Jahren noch immer erkennbar, wie man in Bremen sagen würde, aus diesem Stall kommend, Friedrich Engels, bestätigte Heines Urteil schon, ehe er es kennen konnte. Er bestätigte es gerade in dem überschwenglichen Lob, das er, zweiundzwanzigjährig, 1840 über Börne veröffentlichte. »Der Mann der politischen Praxis ist Börne, und daß er diesen Beruf vollkommen ausfüllte, das ist seine historische Stellung. (...) Die Herrlichkeit der Tat ist von keinem so geschildert wie von Börne. Alles ist Leben, alles Kraft an ihm. Nur von seinen Schriften kann man sagen, daß sie Taten der Freiheit sind.«

In der Geschichte unserer Literatur sind die Moralisten eine seltene Erscheinung, Montaignes, die im Französischen und Englischen vorkommen, stehen bei uns in keinem hohen Ansehen. Darum hat Börne nach seinem Tode eine schwere Stellung gehabt und hat sie noch. Er ist ein Unbekannter geworden, dessen Name mitgeführt wird. Ihm geht es, wie er dem über alle Maßen geliebten Jean Paul in seiner Totenrede nachsagte: »Ein Stern ist untergegangen, und das Auge dieses Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint.«

Nun also liegt sein Geburtstag schon zweihundert Jahre zurück. Aber auch für Börne bleibt richtig, was er als Maxime der Geschichte betrachtete: »Jede Gegenwart ist eine Noterbin der Vergangenheit. Sie kann die Erbschaft weder ausschlagen, noch sub beneficio inventarii antreten! Sie muß sie und zwar ganz übernehmen, mit ihren Schulden und mit ihrer Schuld.«

Sooft ich eine politische Rede höre, oder lese, was die uns Regierenden schreiben, bin ich entsetzt, seit Jahren nichts zu vernehmen, was einen menschlichen Klang hätte. Es sind immer die gleichen Worte, die die gleichen Lügen berichten. Und daß die Menschen sich damit abfinden, daß der Zorn des Volkes diese Hampelmänner noch nicht zerschmettert hat, ist für mich der Beweis, daß die Menschen ihrer Regierung keinerlei Bedeutung zumessen und daß sie spielen, ja wahrhaftig mit einem ganzen Teil ihres Lebens und ihrer sogenannten lebenswichtigen Interessen spielen.

Albert Camus

Michael Ben

Trotta, ick liebe Dir!

Ihr seid mir »zu wenig draufgeherisch«, meinst Du melancholisch. »Zu wenig« ist gut! Ihr seid überhaupt nicht »geherisch«, sondern »kriecherisch«. Es ist nicht ein Unterschied des Grades, sondern der Wesenheit. »Ihr« seid überhaupt eine andere zoologische Gattung als ich... Rosa Luxemburg

»Aujst, ick liebe Dir!«, war Rosa Luxemburgs noch zwischen den Widersprüchen formulierte Anerkennung für Bebels revolutionäre Lebensleistung, für die Leistung des Mannes, der zur Verteidigung der Pariser Commune 1871 noch andere Forderungen an die deutsche Arbeiterklasse stellte als seine Nachfolger 1914, nämlich: »Diesem System keinen Mann und keinen Pfennig.«

In Margarethe von Trottas Film kommt die bereits etwas ironische Liebeserklärung während eines Essens bei den Kautskys 1906, als Bebel (Jan-Paul Biczyski) längst zu den pragmatischen Zentristen der SPD gehörte, unter deren Fittichen erst die Bernsteinianer, dann die Kriegskreditbewilliger, die Eberts und Scheidemänner und schließlich die Noskes wachsen konnten, die Retter des Vaterlandes vor der Novemberrevolution. Schließlich waren es ihre ultrarechten Bundesgenossen von den streunenden Freikorps, die am 15. Januar 1919 Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg ermorden durften. Sie hatten das vorher auf den Berliner Litfaßsäulen plakatiert unter der Schlag-Zeile »Schlagt ihre Führer tot!«

Rosa Luxemburgs zwischen 1907 und 1910 beginnender Kampf gegen ehemalige politische Freunde wie Karl Kautsky, den Hauptverfasser des marxistischen Erfurter Programms der SPD von 1891, gegen die Verbürgerlichung der SPD, ist durch den Verlauf der Geschichte nach ihrer Ermordung bis hinab zu Johannes Rau leichter zu verstehen.

Der Widerspenstigen Zähmung?

Im SPIEGEL liefert Cora Stephan einen plausiblen Steckbrief: »Wie also kommt man ihr nahe, der polnisch-jüdischen Doktorin Luxemburg, dem streitbaren Enfant terrible der deutschen Sozialdemokratie, der marxistisch geschulten Gelehrten, der so gar nicht netten und hübschen Geliebten und Liebhaberin, dem energiegeladenen Krüppel, der hinreißenden Rednerin, der ruppigen, rechthaberischen, herrschsüchtigen Idealistin?« — Übrigens galt damals das Jüdische am (europäischen) Weltbolschewismus noch nicht auf beiden Seiten als tödliche Dif-famierung.

Stephan skizziert den Erzählstrang: »Gefängnishof, Scheinexekution, Verhöre, konspirative Versammlungen (...) Der Film beginnt mit der Szene im Gefängnis 1916 und springt dann zurück ins Jahr 1906 zum Ausflug der 34jährigen Rosa Luxemburg ins aufständische Warschau, zu Ende der ersten russischen Revolution. (...) Rückblenden und Vorgriffe, hart nebeneinandergesetzte Szenen aus dem Leben der Rosa Luxemburg.« — Tatsächlich sind die Szenen am Anfang so zusammengeschnitten, daß die Geschichte zunächst etwas stolpernd in Gang kommt.

»Der Film verdichtet sich erst zum Schluß, als er sich auf die Katastrophe der deutschen Revolution zubewegt. Bis dahin gibt er eine eher verwirrende Fülle von Einblicken in ein verwirrend

ausgefülltes Leben: Luxemburg als Rednerin auf Parteiveranstaltungen. Luxemburg in einer Eifersuchtsszene mit ihrem Gefährten Leo Jogiches. Luxemburg, gelehrte Schriften verfassend. Luxemburg und Freundin ausgelassen kichernd am Comer See. Luxemburg mit jugendlichem Liebhaber, dem 15 Jahre jüngeren Sohn Clara Zetkins. Luxemburg im Hickhack mit den sozialdemokratischen Genossen. Luxemburg vor dem Richter. Luxemburg im Gefängnis, immer wieder im Gefängnis. Luxemburg als müde, zerbrochene Kämpferin in den wenigen Monaten vor ihrem Tod, gehetzt, verfolgt, erschöpft, schließlich erschlagen, erschossen, ertränkt im Berliner Landwehrkanal. Der Film entwickelt eine ungeheure Kraft.«

Was eigentlich dafür spricht, daß er sich schon etwas vor dem Schluß »verdichtet«. Über den Blickwinkel ihrer Erzählweise sagt Trotta: »Ich habe Rosa sprechen lassen. Ich bin einfach ihren Aussagen, ihrem Verständnis für die Situation gefolgt und zeige alle anderen so, wie Rosa sie gesehen hat, wie Rosa über sie gedacht hat.«

Die Benutzung historischer Filmdokumente hält Cora Stephan für eine Verkleinerung der Ereignisse. Sicher ist der Übergang von originaler Filmmeter-Revolution zu entsprechender Spielszene nicht die stärkste Stelle des Films, aber die dokumentierenden Kriegsbilder nach Luxemburgs Benachrichtigung vom Tode des Geliebten vergrößern den persönlichen Schmerz ins Gesellschaftliche.

Trotz der auch über dieser zustimmenden Kritik maggi-artig ausgeschütteten prophylaktischen SPIEGEL-Ironie (siehe die vom Text völlig unbestätigte Überschrift »Der Widerspenstigen Zähmung«) muß der Widerruf sofort folgen, noch auf derselben Seite: »In kitschigem Rosa — SPIEGEL-Redakteur Hellmuth Karasek über das neue Gesinnungskino.«

Er beginnt mit der Parallelisierung

LUXEMBURG/STAMMHEIM (ein Thema, das Trotta und Sukowa schon 1981 in DIE BLEIERNE ZEIT und sehr anders bearbeitet haben). In beiden neuen Filmen sei der Zeitgeist, die Mode, die uns mal Gel, mal bunte Strähnen in die Haare schmiere und »als herrschende Meinung sagt, wo es mit dem Denken, Fühlen, Handeln lang zu gehen hätte (...), der intellektuelle Höchstleistungsport des Eintretens offener Türen«. Nun kann man den Vorwurf des »liberalen propagandistischen Kitschs« nicht gerade in jeder Zeitung hinschreiben, ohne sich lächerlich zu machen. Aber Karasek, im Kampf gegen das »Hehre, Heldische, Gute«, kann.

Er kann auch das Gegenteil des Helden-Vorwurfs: »Was ist die Luxemburg der Trotta? Im Grunde ihrer Seele eine Frau, die Kastanienblätter zwischen weiße Seiten pressen, mit dem Liebsten durch blühende Wiesen wandern möchte, die, ach so gerne, Weihnachtskerzen anzündet, ihre Katze beschert und Kinder in den Schlaf singt.« Nun erklärt der vor Unsicherheit Wütende nicht etwa, wieso er meint, dem Film Eindimensionalität vorwerfen zu müssen, indem er gerade die unterschiedlichen Seiten der Genossin Frau Doktor Luxemburg gesehen hat, sondern klebt seine sich ausschließenden Widersprüche mit dem Wort »Schachbrettmusterdramaturgie« zusammen — wo Begriffe fehlen!

Garniert werden falsche Behauptungen mit falschen Zitaten. Karasek will auf die Frage eines Kindes von polnischen Freunden der Luxemburg, warum sie, der nach Niederschlagung der russischen Revolution von 1905 eine Umsturz-Anklage droht, wegmüsse, die Antwort gehört haben: »Die deutsche Sozialdemokratie braucht mich«. Im Kino sagt Luxemburg aber: »Ich arbeite in der deutschen Sozialdemokratie. Das ist die größte und stärkste Arbeiterbewegung in Europa.«

Auf die Nachricht vom Tod ihres Liebhabers an der Westfront sinkt die

Luxemburg, Karasek zufolge, zusammen, was Karasek für platt hält. Wie dem auch sei, der Film zeigt gänzlich anderes: Lesen des Namens auf dem schwarz umrandeten Blatt; dann Schwenk zum Bild des Geliebten auf dem Schreibtisch, so daß ohne Worte klar wird, um wessen Tod es sich handelt; Schnitt und man sieht, offensichtlich nach vielen Stunden, denn es wird bereits dunkel, Rosa Luxemburg auf ihrem Zellenbett liegen. Erst jetzt löst sich das Gesicht langsam aus der Starre in Schmerz.

Bei Karasek sitzt Luxemburg vor einem »wilhelminisch bourgeoisen Tannenbaum«, womit er nicht etwa ein angemessenes Ausstattungslob erteilt, sondern sagen möchte, daß eine anständige Revolutionärin nicht Weihnachten zu feiern hat, schon gar nicht so, wie das alle machen. Keine Rede davon, daß es geradezu Thema des Films ist, das Öffentliche mit dem Intimen nicht nur zu verzieren, und auch nicht umgekehrt, sondern daß endlich mal die gewöhnliche, aber gewöhnlich nicht wahrgenommene Dialektik eines gesellschaftlichen Individuums, einer großen weiblichen Persönlichkeit der Geschichte in Aktion zu bewundern ist, der Gegentyp zu dem in Drachenblut gebadeten Funktionär, der mit Schmieröl (Mariacron) funktioniert, wie »immer im Dienst«.

Um das oben etwas kümmerlich stehengebliebene »Schachbrettmusterdramaturgie«-Argument noch nachzubessern, wird zusammenfassend »das alte, faulig verkommene idealistische Schema Neigung und Pflicht« konstatiert. »So hat die Ufa Robert Koch, Walt Disney Abraham Lincoln, der Arztfilm Sauerbruch und der Sozialismus Stalin dargestellt«. Und nun beginnt die Kritik gänzlich ins Hysterische zu entgleisen. Den Arbeitern in Versammlungen, denen man leider ihr Statuentum anmerkt, legt Karasek »ironisch« ins Ohr und in den Mund: »Wollt ihr den totalen Kitsch? Ja, brül-

len sie (...), dem Zuschauer wird der Kopf förmlich in den Gemütsbrei gedrückt.« — Provozierend, z. B. an ihrer Naturliebberei, ist, daß Rosa Luxemburg gerade kein Kleingärtner war.

Noch eine weitere Dramaturgie sammelt Karasek auf seinem Schachbrett, die »Heldendramaturgie 'Einer gegen Alle'«. Der Film allerdings handelt von einer Frau, die Freunde hat, die als Revolutionärin Gleichgesinnte braucht wie der sprichwörtliche Fisch das Wasser und unter entsprechenden Verlusten leidet, die passend und unpassend liebt, leidenschaftlich, sehnstüchtig, borniert und nachtragend. Wenn auch außer Karasek die meisten merken, daß statt eines Polit-Plakats eine Person ins Bild kommt, so doch fast immer nur als ästhetische, nicht als politische Beobachtung.

VORWÄRTS und rückwärts

»Diese Blutspur ist das Kainsmal der hier immer noch herrschenden Klasse, ist das Kainsmal ihrer nationalen Geschichte, die eine Geschichte der Abtreibungen ihrer schöneren, menschlicheren Möglichkeiten war — Abtreibungen, an denen übrigens die Sozialdemokratie der Eberts und Scheidemanns, der Lebers und Schmidts stets 'staatstragend' mitwirkte«, schreibt Kraft Wetzel im SPD-Zentralorgan VORWÄRTS Nr. 14 vom 5. April 86 in seiner Besprechung des Trotta-Films.

Ein Sturm der Entrüstung in der SPD ist die Folge, demgegenüber die VORWÄRTS-Redaktion das »Zusammenziehen zweier Argumentationsketten« in der folgenden Nummer bedauern mußte: »verdiente Sozialdemokraten« seien mit der »Blutspur« und der »herrschenden Klasse« in unverdiente Verbindung gebracht worden. Dabei ist von Noske und Zörgiebel noch nicht mal die Rede gewesen.

Mit der Luxemburg bzw. Trotta aber kocht sich jeder sein apartes Süsschen,

selbst ihre Parteigänger wie Wetzel im VORWÄRTS: Die Grünen hätten ein 'ganzheitliches' Verständnis von Politik und Lebenspraxis wieder zu Bewußtsein und die Luxemburg uns damit nahe gebracht. Und schon ist ebenso das Revolutionäre wie auch die gänzlich andere persönliche Lebenskultur der Luxemburg glattgebügelt und beigebogen. Aber Margarethe von Trotta zeigt nicht nur beide Bereiche, sondern sie zeigt ihr Vertrautes ebenso wie ihr Fernliegendes: »Wenn die Geschichte will, daß die Revolution geschieht, müssen wir sie vollziehen können. Die Geschichte ist allwissend. Das ist etwas, was ich bei Rosa nur sehr schwer verstehen kann (...) Sie hat eine Idee von der Liebe. Hannah Arendt hat mal einen Artikel darüber geschrieben: Daß man nur einmal lieben kann und bei dieser Liebe auch bleiben muß, daß man diese ausschließliche Liebe leben muß. Das war so eine Idee des ausgehenden 19. Jahrhunderts (...) Das sind natürlich Idealbilder, sowohl von der Geschichte, wie sie zu gehen hat, als auch von sich selbst, wie man zu sein hat. Diesen Idealbildern versucht man sich anzugleichen. Die meisten Menschen geben es irgendwann auf, weil sie sehen, sie schaffen es nicht. Rosa hat es nicht aufgegeben.«

Und dennoch ist in den letzten Szenen des Films, nach der Entlassung aus ihrem neunten und letzten Gefängnis 1918 bis zur Ermordung kein »unermüdlicher Kämpfer« mehr zu sehen sondern eine tief Ermüdete, deren Kampf nicht mehr von unbändiger Lebensfreude und Durchsetzungslust beflügelt wird, der alles zur Pflicht geworden ist, zur aussichtslosen.

Grüne-, SPD- und DKP-Rezensenten erklären in Variationen: 'Sie war unser' und im Untertext: 'Wir haben nichts mit ihr zu schaffen'. Noch in der parteikritischen, gerüffelten VORWÄRTS-Ausgabe war der unvermeidliche Peter-von-Oertzen-Nachschlag zu lesen mit dem unvermeidlichen Entla-

stungsangriff, mit der Kontroverse Lenin-Luxemburg, einem nachgerade Pawlowschen Reflex der antirevolutionären Sozialdemokratie. Aus der gleichgesinnten Kritikerin Lenins, die die russische Revolution von 1905 und die Oktoberrevolution enthusiastisch als die am weitesten fortgeschrittenen Leistungen der internationalen Arbeiterbewegung feiert, aus der Kämpferin gegen die vielen kleinen und großen Verrätereien des verbörschten SPD-Parteivorstands in der zentristischen und reformistischen, in Gottes Namen linken Zeit, montiert Oertzen sich die Luxemburg mit ihrer Kritik der Bolschewiki so zurecht, als habe sie bereits den Stalinschen Terror prophezeit.

Dem linken Oertzen ist der Trotta-Film Anlaß zum Widerspruch zugunsten derer, die sich um die Finanzierung der Massengräber des 1. Weltkrieges sorgten: »In ihrer überwältigenden Mehrheit hatte die Sozialistische Internationale geantwortet, daß — ungeachtet aller prinzipiellen Ablehnung von Krieg und bürgerlich-kapitalistischer Gesellschaft — die Arbeiterbewegung einen nationalen Verteidigungskrieg unterstützen dürfe«, den 1. Weltkrieg eben.

Und dann nochmal das Argument mit der Masse, heute mit der Mehrheitsmeinung von damals: »Es besteht kein Zweifel daran, daß die Masse der deutschen Arbeiter und der deutschen Sozialdemokraten 1914 der Überzeugung war, Deutschland — und damit auch die politischen und sozialen Errungenschaften der Arbeiterbewegung ...« usw. »Wenn also die Politik der deutschen Sozialdemokratie im August 1914 falsch war, dann lag der Fehler nicht in der Bewilligung der Kriegskredite und der damit ausgesprochenen Bejahung des Verteidigungskrieges.«

Der 1. Weltkrieg gilt für Oertzen auch 1986 noch als deutscher Verteidigungskrieg (»Ich kenne keine Parteien mehr!«), und da ihm der Fehler nicht in der Bewilligung der Kriegskredite zu lie-

gen scheint, müssen sie ihm wohl zu hoch oder zu niedrig gewesen sein. Daß der geradezu idealtypische Vertreter unserer Vereinbarer-Partei den Luxemburgschen Widerspruch ausmacht zwischen »nüchterner Einschätzung der wirklichen politischen Situation einerseits«, an der man bekanntlich nichts ändern kann, »und kompromißlosem Beharren auf den Grundsätzen des revolutionären Sozialismus andererseits«, erinnert an Tucholskys Lied auf Ebert: »Schließen wir 'nen kleinen Kompromiß...«, wonach just die Grundsätze die Verhandlungsmasse sind. — Eins hätte sie wirklich nicht tun sollen, die Luxemburg, die Arbeiter- und Soldatenrats-Mehrheit für Wahlen zur bürgerlichen Nationalversammlung im Dezember 1918 als »Eberts Mamelucken« beschimpfen, denn das trifft ihn, den Oertzen, noch nach 68 Jahren.

Aber wie die Opfer der von ihm verteidigten Politik verdorben und vermodert sind, klingt Oertzen selbst verschimmelt, verglichen mit der Luxemburgschen Rede auf einer Frankfurter Antikriegs-Versammlung 1913 — und Trotta hat sich die nicht ausgedacht: »Verehrte Anwesende, noch vor kurzem war mancher unter uns, der uns darauf hinwies, daß wir eine Zeit von 40 Jahren Frieden hinter uns haben. Daraus wurde die Schlußfolgerung gezogen, man gehe Zeiten entgegen, in denen eine friedliche Entwicklung möglich sei. Der Wahn vom Hineinwachsen in den Frieden ist heute zerronnen. Die auf 40 Jahre europäischen Frieden hinwiesen, vergaßen die Kriege, die außerhalb Europas sich abspielten, und in denen Europa die Hand mit im Spiel hatte. Für die über der Kulturwelt schwebende Kriegsgefahr sind die Klassen verantwortlich, die den Rüstungswahnsinn zu Wasser und zu Lande unter Vorwand der Sicherung des Friedens unterstützen. Aber auch die liberalen Parteien, die jede Opposition gegen den Militarismus aufgeben haben. Es wird behauptet, der gegenseitige Kampf liege in

der Natur des Menschen. Wer nicht rüste, laufe Gefahr, die Beute des Nachbarn zu werden. Wir sind anderer Meinung: die Völker können und sollen in Frieden zusammenleben. Die Regierenden glauben, sie hätten das Recht, in einer so lebenswichtigen Frage über das gesamte Volk hinweg zu entscheiden. Ich frage Sie nun: dürfen wir uns einen Krieg, den wir nicht gewollt haben, ungestraft gefallen lassen. Wenn uns zugemutet wird, die Mordwaffe gegen unsere französischen und anderen Brüder zu erheben, dann rufen wir: das tun wir nicht!«

DIE NEUE GESELLSCHAFT von ROSA und RAMBO

Peter Glotz braucht nicht den VORWÄRTS, wenn er den STERN kriegen kann, um von seinem Kinobesuch etwas grob kariert unter der Überschrift »Die Alternative zu RAMBO« zu berichten. Das heißt, um Kino geht es eigentlich meist nur in den Überschriften, Einleitungs- und Schlußabsätzen. Trotta schafft es, uns über uns reden zu lassen, über unsere Geschichte, unsere Glücks- und Unglückskultur, über unsere Politik, unsere Feindschaften, »unsere Rosa«.

Um Letztere geht es nur den Dümmlen und nicht Peter Glotz. »Wird sich die sensibel-kämpferische jüdische Intellektuelle an der Kasse gegen Sylvester Stallone behaupten können? Das sind die Gedanken, mit denen man den atmosphärisch dichten, verständlich erzählten und politisch absichtsvollen Luxemburg-Film der Trotta verläßt: einen politischen Kostüm- und Heimatfilm von Rang. Und endlich einmal einer von links statt von rechts.« Man könnte sie geradezu nachleiden, die mühsame Suche nach drastischen und ambivalenten Charakterisierungen: 'Rambo, politisch absichtsvoll, atmosphärisch, politischer Kostüm- und

Heimatfilm, links'.

Glitz will sich in der »Filmsprache der fünfziger Jahre« ausdrücken, wenn er weiter von Trotta »Frauensicksalen« spricht, die »biographische Schmonzetten sind — aber Schmonzetten auf höchstem Niveau«, denn »Margarethe von Trotta dreht Filme, so wie der große Lion Feuchtwanger Romane schrieb«. Alle reden über Geschichte, nur Berufspopulist Glitz über Politik-Verkaufe. Tatsächlich imponiert ihm der »politische Massenfilm« an sich, auch wenn es sich um die SCHWARZWALDKLINIK handelt, »plump-unwahr, kitschig, töricht. Aber er ist auch wirksam« (Editorial DIE NEUE GESELLSCHAFT 5/86).

Seltsam an den meistgehandelten Vergleichen ist, daß sie sich nicht auf eher, ehrbares Hollywood beziehen. Aber bei Warren Beatys John-Reed-Film REDS etwa erstaunt es hierzulande keinen, daß aus den USA eine teuer gemachte Hymne auf die Oktoberrevolution in unsere Kinos kommt. Bestenfalls wird enerviert bemerkt, daß einige Szenen an Western-Techniken erinnern (beiläufig gesagt, mit Totalen, deren nahezu gänzlich Fehlen in vielen jüngeren deutschen Filmen bedrückende Enge erzeugt). Auch vergleicht niemand mal die militant-liberalen Anti-Reagan-Filme Paul Newmans in ihrer selbstverständlichen Radikalität mit der ängstlichen Ausgewogenheit und entsprechend biederer Erzähltechnik bundesrepublikanischer Filme, die zu Unrecht neben Trotta's Arbeiten genannt werden.

Es würde nicht ihn, Glitz, aber »manchen Sozialisten schockieren (...), den damaligen SPD-Führer August Bebel und Karl Kautsky, den großen Theoretiker der SPD, mit Pappnase vorgeführt zu bekommen — die kleinbürgerliche Fairness und der enge Realismus der Vorkriegssozialdemokratie sind sicher erfaßt.« - Fair, aber weniger eng im Realismus: es ist inzwischen schon ein zweiter Krieg gewesen! (Kautsky

wird gespielt von dem noch in der kleinsten Geste Konzentration versammelnden Jürgen Holtz, der selbst auf einem Kostümball, Pappnase in die Stirn geschoben, nicht zur Karikatur gerinnt).

Luxemburgs (keineswegs nur) »innerparteiliche« Opposition gegen die Kriegskredite erscheint Glitz »heroisiert«, während die Argumente der rechten SPDler »wenigstens eine markante Verkörperung verdient« hätten. Ihre Argumente sind offenbar noch so vertraut, daß er sie im Film überhört hat. Die Szene im Reichstagsfoyer nach Bewilligung der Kriegskredite. Ein vermutlich Deutschnationaler, so, wie er heute unbehaart als Apel-Sozialdemokrat vor der Bundeswehr sprechen könnte: »Wir werden ihnen schon zeigen, daß auch Sozialisten für das Vaterland zu sterben wissen.« Und — jeder Kriegsdienstverweigerer vor dem Prüfungsausschuß würde einen Gähnkrampf bekommen — der SPD-Abgeordnete Stadthagen: »Wenn mein Haus von Räubern angegriffen wird, wäre ich schön dumm, Überlegungen über Humanität anzustellen, statt auf sie zu schießen.« Und: »Die Arbeiter sind für den Krieg. Was sollen wir da machen! Durch Stimmenthaltung hätten wir die Massen nur enttäuscht, sie würden uns als Feinde des Vaterlandes ansehen, und das würde der Partei in Zukunft nicht gut bekommen« — widerlichste Konsequenz aus dem mitverschuldeten Fakt (vgl. Oertzen).

Einig mit der DKP-nahen Kritik, wenngleich aus entgegengesetzten Gründen, ist sich Glitz darin: »Frau von Trotta unterschlägt den Gründungsparteitag der KPD« — und dann kommt eine delikate Argumentation —, »bei dem Rosa Luxemburg gegen die putschistische Mehrheit unterlag, als sie für eine Beteiligung der neugegründeten Partei an den bevorstehenden Wahlen plädierte. Ihre Absage an jeden Terror war klar und unmißverständlich. Sie war — bei aller Anerkennung der russischen Revolution — den

Bolschewiki gegenüber kritischer eingestellt als die Mehrheit der Delegierten.« — Doch nicht so recht 'unser', sondern, wenngleich zivilisierter, eine von denen, die sich in der Revolution nicht mit einer bürgerlichen Republik begnügen wollten, also gegen die noch ungelegte Weimarer Verfassung!

Um den kurzen Ausflug ins Politische zuguterletzt wieder zu verwischen, attestiert Glitz dem Film »einen Hauch von bürgerlichem Heiligenkult (...) Aber welche Frau, wenn nicht Rosa Luxemburg, verdiente, in diesem blutigen 20. Jahrhundert bewundert zu werden?« — Es ist schon ein Glück der Lebenden, sich mit einer gefürchteten Polemikerin befassen zu können, wenn sie tot ist.

Pikanterweise steht in der von Glitz geleiteten Zeitschrift DIE NEUE GESELLSCHAFT, daß gerade sein vom Erfolg der Trotta-Filme inspirierter Rettungsversuch einer weniger putschistisch-terroristischen, weniger kommunistischen Rosa Luxemburg längst widerlegtes Wunschdenken sei. »Für die Sozialdemokratie wie für die unabhängige Linke gibt es in diesem Zusammenhang bei Rosa leider nichts zu erben.« Der Film sei eine »wohlmeinende Legende«, »antiaufklärerisch und ignorant«. Auch hier wieder fragt sich, warum der Autor (Manfred Scharrer) schäumt wegen eines Films, von dem er ein paar Sätze früher meint, er zeichne »das Bild eines Frauchens, das unter schweren Bedingungen schöne Briefe schreibt«.

Luxemburgs verkrüppelndes Hüftleiden — von Barbara Sukowa sehr wohl gespielt — hätte gezeigt werden sollen als Ursache von »Selbsthaß (...), um den Prozeß der Isolierung und Selbstisolierung Rosa Luxemburgs in der Vorkriegssozialdemokratie nicht nur aus politischen Differenzen erklären zu müssen.« — Wenn Luxemburg nicht gerade, u. a. infolge der Politik ihrer Parteifreunde, im Gefängnis saß, war sie so isoliert, daß Teile der SPD

sich schließlich mit ihr abspalten und als Spartakusbund bzw. Kommunistische Partei neu organisieren wollten.

Und auch hier wieder die Oertzen-Position zu den Kriegskrediten, »denn alle waren ja für den Frieden. Die Geister schieden sich erst an der Frage, mit welchen Mitteln ein drohender Krieg verhindert werden könne« — eine Formulierung, die offenläßt, ob die sozialdemokratischen Mittel den 1. Weltkrieg schließlich verhindert haben oder nicht. Vielmehr hätte Trotta das »Warum und Wieso?« der Bewilligung von Kriegskrediten durch die SPD erörtern sollen. Wie sie das so hätte machen sollen, daß auch DIE NEUE GESELLSCHAFT den tödlichen Opportunismus bemerkt — eines der zentralen Themen des Films —, ist wohl weniger ein handwerklich-ästhetisches Problem Trotta's als ein psychologisch-politisches vieler Sozialdemokraten.

Alle haben keinen Grund

Hauptdarstellerin Barbara Sukowa, eben als beste des Jahres in Cannes preisgekrönt, sagt, was sie vor ihrer Arbeit am Film von Rosa Luxemburg kannte: »Ich wußte, daß sie die KPD mitgegründet hat, und daß sie ermordet wurde. Beim Blättern in meinen Schulheften habe ich gesehen, daß ich in der Schule etwas über sie gelernt hatte — aber ich hatte alles vergessen. Merkwürdigerweise hatte ich kein negatives Bild von ihr, eher das einer Märtyrerin.« Und was sie heute weiß: »Die Konservativen verdrängen sie oder zeichnen ein Bild als Flintenweib von ihr, weil sie Kommunistin war. Die Sozialdemokraten haben wohl kein Interesse daran, mit Rosa ihre eigene Rolle beim Zustandekommen des ersten Weltkrieges wiederaufleben zu lassen. Und die Kommunisten haben wahrscheinlich Angst vor ihrer Kritik an Lenin, an dem bolschewistischen Parteiapparat. Alle haben einen Grund, sich

vor der Beschäftigung mit Rosa zu scheuen.«

Nicht so die »Roten Blätter«, die Zeitschrift des — was mag der Name bedeuten sollen — MSB SPARTAKUS. Der Interviewer Sukowas und Rezensent des Films, Ludwig Janssen, hat »ein anderes Bild. Zuerst hörte ich ihren Satz 'Freiheit ist immer die Freiheit des Andersdenkenden' — von einem Sozialdemokraten zitiert und zu einer Theorie ausgebaut.« Und dann pumpt der Frosch: Der Satz stamme aus einem »unfertigen Gefängnismanuskript«, und schließlich gebe es auch noch andere Luxemburg-Zitate, z.B. »Die von der Geschichte auf die Tagesordnung gestellte Frage lautet bürgerliche Demokratie oder sozialistische Demokratie. Denn Diktatur des Proletariats, das ist Demokratie im sozialistischen Sinne (...), das ist der Gebrauch aller politischen Machtmittel zur Verwirklichung des Sozialismus.«

Wieso nun der Satz von der Freiheit des Andersdenkenden neutralisiert sein soll, weiß der Henker. Vorsichtshalber wird noch nachgeschoben, daß ihre Werke nur dank Lenins Anerkennung — »trotz aller dieser ihrer Fehler war sie und bleibt sie ein Adler« — überhaupt verlegt worden sind. Sukowa aber bleibt dabei: »Wenn wir uns politisch engagieren, neigen wir dazu, von unserer Wehleidigkeit begeistert zu sein«, und sie hält dagegen Luxemburgs Sucht »nach Dingen, die angenehm und schön sind« und »ihr Vertrauen in die Geschichte«. »Für sie war Politik und Moral eins. Sie wissen, was ich meine?« — Kaum wird er das, siehe oben.

Bei produktiven Leuten kann man viel zitieren, aber nicht hinter allen Zitaten läßt sich mehr als der Hemdzipfel einer Gegenwart verstecken, die aus dem längst verbrauchten Pathos geliehener Vokalen besteht: »Geschändet, entehrt, im Blute watend, von Schmutz triefend — so steht die bürgerliche Gesellschaft da, so ist sie. Nicht wenn sie, geleck und sittsam, Kultur, Philoso-

phie und Ethik, Ordnung, Frieden und Rechtsstaat mimt — als reißen Bestie, als Hexensabbat der Anarchie, als Pesthauch für Kultur und Menschheit, so zeigt sie sich in ihrer wahren nackten Gestalt«, beschrieb sie im Jahre 1916 in 'Die Krise der Sozialdemokratie' den Kriegstaumel der bürgerlichen Gesellschaft. Dieser Bezugspunkt macht das Leben von Rosa Luxemburg für heute aktuell und den Film notwendig. (ROTE BLÄTTER) — Pesthauch? oder Lenins 'Fäulnis'? Eben gerade in diesem Punkt lag die Luxemburg genauso schief, als sie das Kriegselend für das Elend der bürgerlichen Gesellschaft hielt. Würde uns sonst das gleiche — aber eben nicht dasselbe — System 70 Jahre später immer noch beschäftigen, hechelnd nach jedem Dämmer einer Krise?

Die Rede der SPARTAKUS-Epigonen kommt auf den Unterschied, auf die heutige Friedensbewegung, darauf, »daß die SPD einen tatsächlichen und ehrlichen Wandel vollzogen hat«. — Die Rollenverteilung erscheint bemerkenswert, wenn es Barbara Sukowa ist, die dem Kommunisten antwortet: »Ich würde mir diesen Glauben manchmal auch wünschen. Und Rosa hat ja genau dafür gekämpft, sie hat daran geglaubt, daß Bewußtsein veränderbar ist, daß die Massen einen Krieg verhindern können.« Und weiter zitiert das glanzpapierne Studentemagazin Luxemburg 1919 vom Schwächsten, als sei inzwischen nichts zu lernen gewesen: »Die Massen sind das Entscheidende, sie sind der Fels, auf dem der Endsieg der Revolution errichtet wird. Die Massen waren auf der Höhe, sie haben diese Niederlage zu einem Glied jener historischen Niederlagen gestaltet, die der Stolz und die Kraft des internationalen Sozialismus sind.«

Keine Frage danach, ob die Niederlage nicht damit zu tun hat, daß die wirklichen Massen auf der anderen Seite geblieben waren, weder ein Fels noch gar einer der Revolution; — wie ja unter

den sich legitimierenden Nachfolgern heute noch nicht die Rede ist von der nächsten, weit schmälicheren Niederlage vor dem Faschismus, bloß von der Niederlage der anderen. Im übrigen, wer kann sich schon Rosa Luxemburg anstelle Thälmanns vorstellen als Stalinisiererin der KPD?

Der Film würde Luxemburg »von ihrem Ende her« zeigen, steht in der DVZ/tat. Auch so eine Behauptung von denen, für die die Luxemburg nur ein Ende hat, nämlich Gründerin der KPD zu sein, als hätte ihr SPARTAKUS-BUND —, der im Film ebenso wie seine von Luxemburg redigierte Zeitung ROTE FAHNE vorkommt — sonderlich überzeugende Ähnlichkeit mit dem, was unter dem Kürzel KPD historisch geworden ist. »Die Gründung der Kommunistischen Partei findet im Film nicht statt. Ursprünglich war eine entsprechende Szene im Drehbuch vorgesehen, aber dann mußte gekürzt werden, was der Regisseur als nicht so wichtig erschien.« Daß man einen Film, der u.a. eine große Streiterin gegen sozialbürokratische Parteiführung zeigt, nicht unnötig damit belastet, auch noch dementieren zu müssen, daß Luxemburg die Vorgängerin von Herbert Mies gewesen sei, könnte immerhin, wenn schon nicht als freundlicher Verzicht, als Erzählökonomie des Films auffallen.

Die DVZ/tat läßt die Arbeit Margarethe von Trotta — »ernsthaft und ehrlich... bemüht um die historische Wahrheit, dabei ebenso ihre subjektive Sicht betonend«, zwerghenmäßig schulterklopfend und die Wade treffend — von jemandem rezensieren, der auch im Programmheft der Filmproduktion als Mitglied des Beraterstabes genannt wird (Mutius), also dort offenbar nicht zum Zuge kam. Unter zivilisierten Leuten des publizistischen Gewerbes wäre das eher ein Grund zur Zurückhaltung. Offenbar fühlt man sich zur »Bündnispolitik« genötigt, weil SINN UND FORM in der DDR einen Teil des sich

nicht in der Parteigeschichtsschreibung erschöpfenden Drehbuchs abgedruckt hat. Die Kritik vom heiligen Gral aus muß also von hinten schräg durch die Brust ins Auge geführt werden.

Luxemburg sei »der politisch führenden Kopf der deutschen Arbeiterbewegung in ihrer Zeit« gewesen, Trotta hingegen sei »ohne Erfahrung in der Arbeiterbewegung und allzu große Kenntnisse über die politischen strategischen Debatten des Sozialismus — wie geht das zusammen?« — Wie sehr letzteres auf den Autor zutrifft, hätte dieser aus dem von ihm so erfreulich unberatener Film lernen können, denn dort sind pars pro toto Bebel und Kautsky als führende Köpfe der deutschen Arbeiterbewegung zu Luxemburgs Zeit zu sehen.

Daß die Hauptquelle auch der Dialoge Luxemburgs Briefe waren, bringt »das ganz persönliche individuelle Schicksal zur Sprache«. Der Film heißt allerdings auch nicht: Vom Erfurter Programm zur USPD, sondern ROSA LUXEMBURG.

Luxemburgs Lebensweg »als Leidensweg und zugleich als Weg des tapferen, nicht zu brechenden Widerstandes — Margarethe von Trotta abbildert das eindringlich. Barbara Sukowa spielt das ausdrucksvoll«. Durch derart ausdrucksvoll hinbuchstabierte Kritikersprache klatscht es eigentlich auf alle erwähnten Schultern (bzw. Waden), die Luxemburgschen, die Trottaschen, die Sukowaschen: alles ehrlich, versucht, bemüht, lieb, nett, aber — unter uns Pastorentöchtern — Politik ist das nicht! So schwadroniert sich Mutius durch die Bündniswiese von der Betroffenheit zur Herablassung und zurück: »Dieser Film rührt auf, erschüttert, viele Bilder lassen nicht los. Trauer, Bitterkeit, Zorn — ergriffen von diesen Gefühlen verläßt man das Kino, fühlt die Niederlage am eigenen Leib. Die Macht der Gefühle und die Ohnmacht der Fühlenden gegenüber der Macht — das ist die Stärke des Films und zugleich seine Schwäche« — wie es die Blindheit

des Rezensenten mit der Leinwand vor dem Kopf auch in Alexander Kluges indirekt zitiertem Film gewesen sein muß. Auf die Frage, ob Regisseure auch Drehbücher schreiben können sollten, antwortet Billy Wilder im jüngsten SPIEGEL-Interview: schreiben nicht, aber lesen wenigstens. Über die Kritiker mit dem rosaroten Star läßt sich ein analoges Bonmot denken.

»Ständig« würden die Szenen »überlagert«, schreibt Mutius, »von dem subjektiven Bild der politischen Geschichte als bloßer Leidensgeschichte der Individuen« — wenns weiter nichts ist. Margarethe von Trotta: »Aber warum wollen die Historiker das immer trennen: die Ideen eines Menschen und den Menschen selber? Diese Ideen kommen aus diesem Kopf, und dieser Kopf gehört zu diesem Körper und zu dieser Frau und zu diesem Schicksal und zu diesem Charakter.«

Soll z. B. »Leidensgeschichte« passives Erdulden nahelegen, dann zeigt der wirkliche, von jedem im Kino zu überprüfende Film eine nach persönlichem Glück und gesellschaftlicher Entwicklung hungernde *Täterin*, eine lebensgierige, unziemlich humorvolle Revolutionärin, die nicht wehleidig war, sondern empfindlich. Gezeigt wird eine Idealistin, was etwas anderes ist, als sie idealistisch zu zeigen.

Scheinbar in Brechtschen Begriffen folgt der Vorwurf, es würden Gefühle statt Ansichten gezeigt. Etwas mehr Brechtkenntnis hätte möglicherweise geholfen zu bemerken, daß *Haltungen* der Luxemburg zu sehen sind, Interessen, Ansichten, Begabungen, Erfahrungen, Temperament, Lage, Anlaß, Reaktionen, Erwartungen, Enttäuschungen, Liebe, Freundschaft, Ehrgeiz, Voluntarismus u.v.m.

Statt der wirklichen »Niederlagen« sollten, Mutius zufolge, besser die »möglichen Siege« gezeigt werden (zweimal lesen vor dem Nachgeschmack). Dann würde die Sukowa mit ihrer »Ungehduld, Gereiztheit, Bitter-

keit«, die sie *auch* zeigt, nicht in Widerspruch zu Luxemburgs Worten von Geduld, Mut, Gelassenheit, Heiterkeit kommen. Keine Idee davon, daß hier als Mangel beobachtet wird, womit die Kunst der Schauspielerei beginnt, wenn mehr zu sehen sein soll als 'Mutmacher' und Ideenposaunen. Die anschließende Behauptung, »die Lust zu leben und zu kämpfen« würde nicht dargestellt, bleibt der plumpe Versuch, den Film dort *links* zu überholen, wo er vorher verrissen wurde. Trotta inszeniert gerade gegen ein 'Vor lauter Wald die Bäume nicht mehr sehen', gegen ein vom Übersehenen-zum-Abstrakten-Aufsteigen, ein Einbüßen der Realität durch den Glauben an die 'Verallgemeinerungen' des lähmenden Parteivorstands, eben gegen das ritualisierte Gemurmel politisierender Medizinmänner.

Im Film würde »ästhetisches Wohlgefallen« an »lederbezogenen Bänden der klassischen Literatur«, an einer »kostbaren Seidenbluse« oder einem »schicken Sommerhut« nicht gespielt. Solche »zeitgerechten Accessoires« würden lediglich mit interesselosen Blicken bedacht. Der Film vor den tomatenbedeckten Augen des Rezensenten tut das schiere Gegenteil. Er erzählt mit den deutlich gespielten ästhetischen Bedürfnissen der Luxemburg, mit ihrem Biedermeier und dem Gründerjahre-Meublement der Kautskys, der Bootsfahrt auf dem Gardasee und unzähligen Details über das ganz und gar nicht proletarische Leben von Arbeiterführern, die, intellektuell hochqualifiziert, gelernt hatten, sich kosmopolitisch, zumindest aber in ganz Europa zu bewegen, von Leuten, die nicht nur für ein besseres Leben kämpften, sondern auch wußten, was das ist. Deren kultivierte Bedürfnisse erscheinen angesichts der immer wieder erfolglosen Versuche, einen Thälmann-Funktionärskult zu dekretieren, als hoffnungsreiche Ironie kommunistischer Geschichte.

Man könne im Film nicht sehen, daß

Luxemburg »tiefer, weiter und umfassender als ihre Kontrahenten« gedacht hätte. Will die DVZ/tat nun wie die sozialdemokratischen Rezensenten den Streit mit Lenin vorgeführt haben? — oder die Wissenschaftlerin? — als würde Brecht im GALILEI Physiknachhilfe erteilen. Jedenfalls habe der Film Luxemburg »um Entscheidendes reduziert. Nämlich reduziert um das allseitige und deshalb überlegene dialektische Denken, das die Gefühle steuert und damit die radikale moralische Perspektive erst praktisch wirksam werden läßt.« Schon mal Spargel quer zu essen versucht?

Letztlich ist so ein Bündnispartnerchen wie die Trotta ja nicht mal schulfähig: »Damit ist schon erklärt, daß die Defizite des Films nicht in erster Linie Margarethe von Trotta anzulasten sind. Hier geht es nicht um individuelles, sondern um gesellschaftliches Bewußtsein«, was Mutius auch gleich noch an Alice Schwarzer demonstriert — mindestens zwei braucht's ja zu einer Gesellschaft, und außerdem ist der Trotta damit gleich beiläufig ihr Feminismus-Warndreieck umgehängt: Schwarzers Denken höre da auf, wo Luxemburg erst angefangen habe, »nämlich mit der Unterstützung der gesellschaftlichen Voraussetzungen für die konkrete Verwirklichung von Freiheit und Selbstbestimmung, das will nicht in ihren Kopf«. In meinen will's auch nicht.

Es steht eine Frau so fest wie eine Leiche

Das INSTITUT FÜR MARXISMUS-LENINISMUS BEIM ZK DER SED schreibt im Vorwort der Briefbände (Dietz, 1982) folgende Kernsätze *über Rosa Luxemburg*: »W.I. Lenin, dem Begründer der ersten Partei neuen Typus, gebürt das Verdienst, für alle Grundfragen des Kampfes zwischen Sozialis-

mus und Imperialismus theoretisch und praktisch die klassischen, allgemeingültigen Antworten und Lösungen gefunden zu haben. (...) Rosa Luxemburg war eine international geachtete Zeitgenossin Lenins und stand in entscheidenden Grundfragen des internationalen Klassenkampfes an seiner Seite.« (Besser als »Frauen an die Seite der Arbeiterklasse!«)

»Rosa Luxemburgs Leben und theoretisches Schaffen waren nicht frei von Widersprüchen. (...) Die letzten Monate ihres Lebens werden zum Höhepunkt ihres Wirkens in der deutschen Arbeiterbewegung. Sie sind durch ihre zunehmende Annäherung an den Leninismus gekennzeichnet. (...) In der dringend erforderlichen Auseinandersetzung mit den Nationalismus bürgerlicher und opportunistischer Kreise Polens verstieg sie sich jedoch zur Ablehnung jedweder Forderung nach nationaler Unabhängigkeit, da ihr schien, diese Forderung widerspreche der internationalen Perspektive einer proletarischen Weltrevolution (...) Rosa Luxemburg gelang es in dieser schwierigen Frage der Strategie und Taktik der Arbeiterbewegung nicht, den Marxismus schöpferisch anzuwenden.« (Setzen, sechs!)

»Rosa Luxemburg hatte sich vorgenommen, auf dem linken Flügel der Partei den 'extremsten Standpunkt' einzunehmen, und den wollte August Bebel bei aller Wertschätzung für Rosa Luxemburg nicht immer mit ihr teilen. Das verdroß Rosa Luxemburg.« — Nu lieb ick dir nich mehr, August!

Aus einem Leitartikel über den jüngsten DKP-Parteitag (»Die Kommunisten« in DVZ/tat 9.5.86): »und durch die Darstellung der tiefen Wechselwirkung zwischen Menschlichkeit und gesellschaftlicher Radikalität« — beides scheinen so auseinanderliegende Pole zu sein, daß man von der Mitte aus keinen erreicht — »eröffnet der ROSA LUXEMBURG-Film vielen Menschen einen ersten Zugang zur Mitbegründerin der Kommunistischen Partei«, ein

Zugang, der von innen wie ein Abgang aussieht. — Aufgabe von Kommunisten sei heute, wo Revolution passé sei, weil man einen atomaren Krieg nicht mehr in einen Bürgerkrieg umwandeln könne, die Erhaltung des Friedens. Punkt. Ende.

Die DKP-Parteizeitung UZ leistet sich eine schwüle Überschrift »Die Zärtlichkeit der Revolutionärin«. Der Autor gesteht, seit 20 Jahren bei Parteitreffen und Geburtstagen zu singen, und zwar »Es steht ein Mann, ein Mann, so fest wie eine Eiche« (für die Nichteingeweihten: dann folgt der bedeutende Reim 'Vielleicht ist er schon morgen eine Leiche') »und am Schluß, im letzten Refrain des Liedes, trage ich vor, daß wir es dem Karl Liebknecht geschworen haben und der Rosa Luxemburg die Hand reichen. Diese Verpflichtung zwei ermordeten Genossen gegenüber, im Kampf nicht nachzulassen, ihr Erbe ordentlich zu nutzen, war zuweilen Ritual geworden. Sicher kann ich nach Margarethe von Trottas Film mit mehr Stimmkraft, mehr Überzeugung singen.« Denn nun ist dem Ordentlichen aufgefallen, daß nicht nur der Mann, sondern auch die Frau Luxemburg »hart und knorrig ist«.

Jedenfalls »ein bewegender Film«, »anrührend«! Und rührselig wird der Film vorbeugend gegen einen möglicherweise zu erwartenden Vorwurf der Rührseligkeit verteidigt, wird »auch das sogenannte Private« als zum richtigen Revolutionär gehörig zugelassen. Wir sind ja gar nicht so! »Wenig erfährt der Zuschauer über die Konkretheit des Klassenkampfes« — das wäre allerdings das eben noch verteidigte »sogenannte Private« unter anderem gewesen. Moniert als Trotta »Opportunismus« wird selbstverständlich die ausgelassene KPD-Gründung, denn »Rosa verlangte die neue Partei« — die nun eigentlich nicht.

Immerhin dürfe man »dem Film das klassenspezifische, miserable Bildungswesen dieser Republik« nicht anlasten.

Auch kämen die wichtigsten Gegner nicht vor, »denn die saßen nicht in der Führung der SPD«, sondern »in den Chefetagen der Industrie«, worauf ein hierzulande klassenspezifisch Gebildeter über Rosa Luxemburg nachdenkend von selber nie kommen würde ohne Hilfe der Trittbretclowns. »Wir sind gerade deshalb aufgefordert, diese Kenntnisse zu vermitteln« — Kampfauftrag vom Weltgeist an den schwachsinnigen Rest der Welt. (Z.B.: »19,30 h Veranstaltung mit Bernhard von Mutius — wissenschaftlicher Berater beim Film — Vorbild Rosa Luxemburg? — Die Diskussion zum Film — Vom Film zur Diskussion — MASCH Düsseldorf«)

Derlei nennt Luxemburg im Film »das Geschäftliche«. Immerhin könne man jetzt als Kinopublikum »mitten in der Wende« eine Revolutionärin »uneingeschränkt sympathisch finden« und begreifen, warum Luxemburg ihren »Zwiespalt zwischen dem Privaten und dem Politischen (...) zugunsten des Politischen entscheidet«. Daß ein Zwiespalt entschieden werden soll, dürfte kaum aus besagtem Bildungswesen stammen, aber solange alle wissen, was damit gemeint ist, sind sie sich uneingeschränkt sympathisch.

Ein Leben wie im Kino — Die Internationale tanzt

betitelt KONKRET 4/86 Gertrud Kochs Filmbesprechung: »Er ähnelt nur wenig dem Bild, das wir in unseren Köpfen von der Revolutionärin haben« — was selbstverständlich nicht am Film liegen muß. »Dokumentarisches mit intimen Szenen, Kostümball und Manifest, historische Reden und Tischgespräche, Liebesgeflüster und Briefe aus dem Gefängnis« werden durch Trotta »vermengt«, — was als Vorwurf gemeint ist.

Daß der Film historische Realitäten zu zeigen beanspruche, lasse ihn gerade

»filmisch so ungenau« erscheinen. Das bezieht die Kritikerin besonders auf die blendende Idee, den deutschen Beginn des 20. Jahrhunderts als sozialdemokratischen Maskenball vorzuführen, auf dem Luxemburg ihrem Freund Leo Jogiches und damit dem Zuschauer die gesamte SPD-Führung vorstellen kann. Im Drehbuch wird die Situation so skizziert: »Eine ausgelassene, dennoch eher biedere Gesellschaft. Keine fin-de-siècle-Dekadenz, sondern wackere Heiterkeit. Darin haben sich die Sozialdemokraten bis heute nicht geändert.«

Weil Paul Levi (Luxemburgs Anwalt, später KPD-Vorsitzender, nochmal SPD-Mitglied, der sich 1930 aus dem Fenster gestürzt hat, gespielt von Winfried Glatzeder aus der DDR) als Liebhaber »fast« nicht in Erscheinung tritt, werde der Eindruck erzeugt, nach Jogiches »Untreue« habe sich Rosa Luxemburgs Sexualität gänzlich zur treuen Schwärmerci für den jugendlichen Kostja verklärt, würden »komplexe Abhängigkeitsstrukturen und Alterssprünge zur Zufälligkeit herabgedrückt«.

Auch daß der Film, der mit Luxemburgs Ermordung endet, in der ersten Szene nach dem Titel mit ihrer Scheinexekution beginnt, kann Gertrud Koch weder als historisch einleuchtende Erzählung noch als ästhetische Durcharbeitung des Stoffs akzeptieren: »durch dickes Auftragen (wird) das dicke Ende vorweggenommen«.

»Sentimental-kitschig« sei auch die »softe Bootspartie auf einem oberitalienischen See«. Tatsächlich wird dort auf sehr erheiternde Weise von Rosa Luxemburg und ihrer Freundin Luise Kautsky eine Postkarte an den gerade auf dem letzten Parteitag als Zentrister bekämpften Bebel verfertigt (»Liebster Parteivorstand... Augustin, Augustin, alles ist hin...«). Und die gesprächsweise Erinnerung auf der anschließenden Bootsfahrt an Züricher Studienjahre mit Leo Jogiches führt beiläufig das so gar nicht provinzielle Leben der rus-

sisch-polnischen Jüdin vor, die in der Schweiz studiert, in Paris und dann hauptsächlich in Berlin gearbeitet hat, eine Weltläufigkeit, die durch die verschiedenen, bei polnisch und französisch nur untertitelten Sprachen sinnfällig wird. Im Deutschen läßt Sukowa Oberschlesisches durchklingen.

Warum der mit Daniel Olbrychski in jeder Hinsicht attraktiv besetzte Leo Jogiches für die Vorstellung, die die Rezensentin von einem Mentor und Liebhaber hat, ihr zu »knabenhaft-weich« erscheint, muß ihr nicht weiter zu diskutierendes Geheimnis bleiben angesichts eines ausgesprochen erwachsenen Charakterkopfs. Aber daß »das leidenschaftlich Verbohrte ihrer Liebe zu Jogiches« verborgen bliebe, ist selbst innerhalb dieser Rezension eine unsinnige Behauptung, diweil eine Spalte vorher die große Eifersuchts- und Trennungsszene, die gerade das Vermisste zeigt, als »konventionell« attackiert wurde.

Die Schauspielerbeurteilungen wirken wie der Bodensatz einer regelrechten Wut — einer kleinlichen, ertappten, linken Wut, die das eigentlich Interessante an den meisten Kritiken ist, die schulmeisterlich die Forderung nach Vollständigkeit des gesamten 48jährigen Luxemburg-Lebens wie eine Bannbulle gegen die künstlerische Erzählform des Films schleudern.

Warum diese Betonung der internationalistischen Friedenspolitik der Luxemburg, tatsächlich vor der Oktoberrevolution die Hauptarbeit der revolutionär gebliebenen sozialdemokratischen Minderheit, »ein bißchen zu sehr in ein pazifistisches Licht« rutscht? — wer weiß? — die Rezensentin jedenfalls nicht. Außerdem könnte sich herumgesprochen haben, daß Marxisten und Pazifisten sich unterscheiden und erstere es dennoch nicht schätzen, für die Bourgeoisie ins Feld geschickt zu werden. Jedenfalls besteht keine logische Verbindung zwischen dem behaupteten Pazifismus und der zweiten Beschwer-

de im gleichen Satz, daß »die bewaffneten Auseinandersetzungen zum Ende des Films hin bereits unter den Schatten der Niederlage inszeniert werden und kaum als revolutionäre Hoffnung«. — (Jede Verantwortung für das Deutsch der Zitate wird abgelehnt, ganz zu schweigen von ihrer Bedeutung.) Ist womöglich die prinzipienlose Hoffnung des Pudels Kern, der Film möge einen Trost spenden, wie er nur in Vereinfachungen interessierter Vereinigungen zu gewinnen ist?

Nach freundlicher PR-Arbeit von Raddatz im Magazin schlägt auch DIE ZEIT zu. Wer die Biographie nicht kenne, sei aufgeschmissen. — Glückliche Franzosen und Russen, die soviel von ihren großen Revolutionen wissen, daß kein Feuilleton von ihren Filmen den Ersatz der Klippschule verlangt. Sigfried Schober findet alles zu »gepflegt«, stört sich daran, daß Liebknecht, als der Spartakus-Aufstand gerade zusammenbricht, von Luxemburg gebeten wird, ein bißchen Klavier zu spielen. Liebknecht (Otto Sander) tut dann noch ein Weiteres, um die geschichtsträchtig pathetische Schlußsituation zu »erden« und fragt mitten in der Mondscheinsonate: »Gibt's hier was zu essen?« Doch Schober findet, es sei ein »düsterer, aber gutsituierter Film« geworden, »kein Arbeiterelend«, nur »cinéastische Innerlichkeit«.

Trotta vermittele »keine Zeitgeschichte, sondern offenbar ein Zeitgefühl, eine frustrierte Gegenwartsstimmung, die sich im Fatalismus, in der Fixierung aufs Scheitern und Vernichtetwerden erschöpft (...), eine einzige Litanei der Verzweiflung, Ohnmacht und Niederlage.« Keine Frage, warum zu einer bestimmten Zeit bestimmte Geschichtsabschnitte und Figuren in den Blick kommen, aber allerorten der ziel- und weglos einige Aufschrei: Nieder mit dem Defätismus!

Nicht Heldenverehrung, Heroisierung, sondern Unterschlagung der »Martyrerin der gescheiterten deut-

schen Revolution« schiebt Karsten Visarius in der FRANKFURTER RUNDschau nach; daß der Film nichts so scheue, »wie die Vorstellung von Größe, menschlicher, politischer, literarischer (...). Er unterwirft seine Titelfigur einem gnadenlosen Verkleinerungsverfahren«, damit sichtbar würde, »daß hinter einer dezidiert politisch-literarischen Existenz auch nur ein Mensch — pardon, nur eine Frau stand.« Trotz des oft benutzten Original-Wortlauts nach den Briefen entstände eine eigentümliche »Zeit- und Ortlosigkeit« durch »Intimisierung«, ein »Schrumpfvorgang (...). Er verdankt sich einer hemmungslosen Identifikationslust, die jede Distanz verwischt, die Bedingung aller Verehrung.« — Und so kommt es, daß sich der Verehrer weiter »nach einem Kino 'bigger than life' sehnen« muß.

Blaue Flecken, die Tränen fließen lassen

Die taz (Vera Gaserow), last but not least in dieser Ehrengalerie, kritisiert doppelt betroffen: erst dankbar heulen und dann auf den mißverständlichen Anlaß schimpfen. Erstaunlich, was der Film angeblich hinterläßt: »blaue Flecken, die beim Kinobesuch Tränen fließen lassen«. Aber schließlich habe Margarethe von Trotta immer schon »die menschliche Seite« — ? — »aus der Reihe tanzender radikaler Frauen interessiert«. Nur tue »dieser fast 70 Jahre zu spät gedrehte Film niemandem mehr weh: er zeigt eine Revolutionärin, aber wer muß heute in Deutschland noch Angst vor einer Revolution haben?« — Besser wäre der Film natürlich schon 1916 ff gedreht worden, life, und hätte uns so »Rosas« trauriges, menschliches Ende erspart.

Die ehemaligen Revolutionäre vor ihrer revolutionären Ehemaligkeit. So führen auch dumme Fragen auf plausible Spuren, wenn der Film auf der pu-

blizistischen Seite großes Wehklagen gerade unter denen auslöst, die sich mal anders verstanden hatten und noch als Linke fühlen, ohne die Differenz bemerken zu wollen. »Was haben wir für eine herrliche Jugend — und wie ziehen wir sie in die Länge«, sagte Dean Martin.

Der nächste Minuspunkt der taz heißt: Der Film »zeigt eine radikale Kämpferin, aber 'immerhin' keine Anarchistin, eine bis zum letzten kompromißlose, mutige Frau, aber '(Herr-)gottlob' keine Feministin«, und so könne nichts entstehen, was nicht aus Luxemburgs Schriften bekannt sei, kein neues Bild von ihr und — nochmal echt sadomaso — nichts, was »sozialdemokratischen 'Genossen' oder Luxemburg-Verehrerinnen weh tun wird.« Obwohl Luxemburg bei redlicher Arbeit ja nicht gut nachträglich zur Anarchistin oder Feministin umerzogen werden kann, und die feministischen Filmeminnen an solch schlichtem Materialverbrauch offenbar auch nicht das Interesse der taz hatten, fragt sich, wo deren blau tränende Flecken eigentlich herkommen? Hie »sozialistische Utopien« und da die »Bedürfnisse nach dem ganz privaten Glück« — und, die Kritik vergiftet sich, deswegen sei Rosa Luxemburg heute wichtiger als Liebknecht oder Bebel und im Film »auf zehnmal eindrücklichere, sinnlichere Weise erfahrbar gemacht als Bücher es können«. Die Birne fällt nicht weit vom Stamm.

Trottas Film wird von der einen taz-Kritik unter dem Titel RÜHRSTÜCK (es gibt wie im SPIEGEL, in der ZEIT u.a. noch eine zweite namens ACH ROSA! von Barbara Hahn) gnädig am Leben gelassen für Analphabeten, denn immerhin, »ein Film ist etwas Sichtbares, etwas anderes als ein Buch oder eine winzige, heftig bekämpfte Briefmarke«. Und »sinnlich« vorgeführt werde auch, »daß nämlich ein solcher Film über einen Mann, einen Karl Marx oder Karl Liebknecht, nicht hätte gedreht

werden können, sondern nur über eine Frau. Ob der Film auch nur von einer Frau gemacht werden konnte? Jedenfalls hat sich offensichtlich bisher kein Mann für dieses Thema interessiert. Jetzt hat eine Frau diesen Film gemacht, und das ist gut so.« Alternativ & gedankenlos in Christel-Neusüss-Manier: »Viele Szenen ähneln haargenau Episoden, die auch die männlichen Luxemburg-Biographien schildern«.

Der Kampf gegen Stilblüten wird ebenso in ACH ROSA verloren: »Margarethe von Trotta's Film schlägt sich auf die Seite derer, die die Briefschreiberin um die Politikerin prellen.« Und andersrum: »Nun steht sie also auf einem neuen Postament, die Rosa Luxemburg. Stilisiert zur Heldin, zur Märtyrerin, zur Frau.« — Mindestens letzteres war sie eigentlich auch ohne jede Stilisierung.

Und was mir von alleine aufgefallen ist, ein Anachronismus wie Hamlet mit Sonnenbrille und von allen andern gänzlich übersehen: Barbara Sukowa verfüttert an Mimi, die Film-Katze die bekannten, industriell hergestellten Trockenfutterkügelchen!

Könnte es sein, daß der linke Haß daher rührt, daß ihm nicht nur eine wirkliche Figur der revolutionären Geschichte belegbar vorgeführt wird, die hatte, was nach 68 nur *nacheinander* und jeweils als bornierte Alleinmöglichkeit in Schwung kam, die mit dem Kopf lebte und aus dem Herzen ('nicht aus dem Bauch', wie die Bäuche meinen), die sich weder sozialdemokratisieren noch privatisieren ließ und es sowohl angenehmer als auch menschenfreundlicher fand, Dissident, Protestant, Störenfried sogar in den eigenen Reihen zu sein — die zuletzt noch als Gescheiterte gezeigt wird, kurz bevor sie zum Denkmal à la Sacko & Jaccetti hätte vergipst werden können?

Immer wenn die Frage »Wozu?« nur mit dem Interesse und der Beschreibung der Bedingungen, nicht mit einer universell absoluten *Mission* beantwortet

wird, setzt dieses Geschrei über Defätismus ein. Doch Margarethe von Trotta's einleitender Filmtext stammt aus einem Brief Luxemburgs an Sonja Liebknecht: »Sonjuscha, Sie sind verbittert über meine lange Haft und fragen: wie kommt das, daß Menschen über andere Menschen entscheiden dürfen? Mein Liebling..., ich mußte beim Lesen laut herauslachen. Mein Vögelchen, die ganze Kulturgeschichte der Menschheit basiert auf der 'Entscheidung von Menschen über andere Menschen', was in den materiellen Lebensbedingungen tiefe Wurzeln hat. Erst eine weitere qualvolle Entwicklung vermag dies zu ändern. Und Sie fragen: wozu das alles? Wozu ist überhaupt kein Begriff für die Gesamtheit des Lebens und seiner Formen. Wozu gibt es Blaumeisen auf der Welt? Ich weiß es wirklich nicht, aber ich freue mich, daß es welche gibt und empfinde es als süßen Trost, wenn mir plötzlich über die Mauer ein eiliges 'Zizi bä' aus der Ferne herübertröht.«

*Der Ahnen Marmor ist ergraut.
Ein Vogelzug streift in die Weiten.
Ein Faun mit toten Augen schaut
Nach Schatten, die in's Dunkel
weichen.*

Georg Trakl

Unsere
Heimat
ist das
Mehr!


team
reisen

Solireise Nicaragua

26.06. - 12.07.86 oder 29.07. - 15.08.86
Fachrundreisen mit umfangreichem Programm, vielen Besichtigungen, Begegnungen und Gesprächen.

DM 3279,-

...oder einfach mal

- Cuba auf eigene Faust

Eine Woche Aufenthalt ab Berlin-Schönefeld oder Düsseldorf incl. Frühstück/Transfer

ab DM 1445,-

team reisen hat viele gute Seiten - nicht nur im neuen Katalog, daraus Beispiele:

- Rund um das Marmarameer nach Istanbul
- Island auf eigene Faust mit dem Omnibuspaß
- Kombinierte Kanu- und Wandertour in Kanada
- Segeltörns durch die Ägäis, die Karibik oder die Inselwelt Dänemarks
- Sprachkurse in Spanien, Italien und England

Billigflüge für alle Ziele dieser Welt haben wir auch. Fordern Sie bitte unseren neuen Flug- und Reisekatalog F + R an.
Anruf genügt!

040 / 491 60 66
Eppendorfer Weg 105
2000 Hamburg 20

Annegret Jürgens-Kirchhoff

Nachkriegsbilder — Vorkriegsbilder

Zum Verhältnis von Erinnerung und Antizipation in der Kunst nach 1945

Daß Nachkriegsbilder in der Zeit eines drohenden neuen Krieges zu Vorkriegsbildern werden können, ließe sich an zahlreichen Beispielen zeigen. Ebenso konnten in Bildern vom kommenden Krieg vergangene Kriegserfahrungen verarbeitet werden. Erinnerung und Antizipation verschränkten sich in Bildern gegen den Krieg in oft komplizierter Weise und erhellten wechselseitig ihren schwierigen Gegenstand.¹⁾ Viel spricht dafür, daß dieser Zusammenhang im Hinblick auf den drohenden 3. Weltkrieg so nicht mehr besteht. Die Möglichkeit von Vorkriegsbildern erscheint ebenso wie die Rezeption von Nachkriegsbildern unter heutigen Bedingungen grundlegend verändert. Dazu gehört die wiederholt geäußerte Befürchtung, daß es nach dem nächsten Krieg, der ein nuklearer wäre, niemanden mehr geben werde, der sich noch ein Bild von ihm machen könnte.²⁾ Die Unvorstellbarkeit eines atomaren Krieges hat aber nicht nur zur Folge, daß sich viele Künstler die Antizipation der drohenden Schrecken nicht mehr zutrauen — die bildenden Künstler noch weniger als die Schriftsteller. Sie läßt auch den Versuch, in Bildern der atomaren Vernichtung die Erfahrungen vergangener Kriege zu reflektieren, leichtfertig erscheinen, wo er der Besonderheit des Krieges im atomaren Zeitalter nicht gerecht wird. Unbrauchbar erscheinen die Erinnerungen, überholt die Erfahrungen, harmlos die Bilder vom letzten Krieg.³⁾

Diesem problematischen Verhältnis von Erinnerung und Antizipation in Antikriegsbildern nach 1945 gelten die folgenden Überlegungen. Welcher Zusammenhang besteht zwischen der Vorstellungskraft der Künstler und ihrer Fähigkeit, sich zu erinnern oder auch zu vergessen? Ist die Erinnerung an vergangene Kriege geeignet, den Malern die Augen zu öffnen, oder verstellt sie eher den Blick auf die heute drohenden Gefahren? Da unsere Zukunft von der Verarbeitung der Vergangenheit abhängt, stellt sich die Frage, was mit dem Blick in eine katastrophal vorgestellte Zukunft zugleich erinnert, assoziiert, bedacht wird, ob und wie sich die bildenden Künstler

nach dem 2. Weltkrieg, nach dem Abwurf der Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki an der lebenswichtigen Erinnerungsarbeit beteiligt haben und heute noch beteiligt.

Es ist bekannt, daß diese Erinnerungsarbeit in der BRD von den meisten über lange Zeit verweigert wurde. Zur Rede von Neubeginn und Stunde Null gehörte das Schweigen über die Vergangenheit. Das Verstummen nach der Erfahrung von Faschismus und Krieg war noch sprachloser als das Verstummen der Generation, die, wie Walter Benjamin schrieb, »1914 - 1918 eine der ungeheuersten Erfahrungen der Weltgeschichte gemacht hat.«⁴⁾ Benjamin hat dieses Verstummen als »Erfahrungsarmut«, d.h. als Unfähigkeit, sich auf Erfahrungen zu berufen und diese der jungen Generation zu vermitteln, problematisiert. Er hat diese Erfahrungsarmut — »Armut nicht nur an privaten sondern an Menschheitserfahrungen überhaupt« — als »eine Art von neuem Barbarentum« bezeichnet in der Absicht, »einen neuen positiven Begriff des Barbarentums einzuführen.«⁵⁾ Benjamin sah in der Erfahrungsarmut der Überlebenden des 1. Weltkriegs die Chance des Neubeginns, des Vonvornbeginns. Er beobachtete ein illusionsloses und rückhaltloses Bekenntnis zu einem Zeitalter, in dem die großen schöpferischen Kräfte bereit und in der Lage seien, »erst einmal reinen Tisch« zu machen, das Neue »aus Wenigem heraus zu konstruieren.«⁶⁾

Benjamin hat, als er dies 1933 schrieb, den 2. Weltkrieg kommen sehen. Gleichwohl hat er dem »neuen Barbarentum« seiner Zeit Menschlichkeit zugetraut⁷⁾ und wohl auch die Fähigkeit, den faschistischen Barbaren zu widerstehen. Es wurde jedoch nur zu bald deutlich, daß sich die vielen nicht an die hielten, die das gründlich Neue zu ihrer Sache gemacht hatten, in der Politik wie in der Kunst. Mit dem Blick nach vorn, von Erfahrungen entblößt und ohne Rücksicht auf das Vergangene, waren vor allem die kleinbürgerlichen Massen nicht in der Lage, in der Selbstdarstellung des Faschismus als »neue«, »revolutionäre«, gar »sozialistische« Bewegung die alten imperialistischen Herrschaftsinteressen zu erkennen, deren Durchsetzung ihnen bereits im 1. Weltkrieg die Sprache verschlagen hatte. Die Erfahrung dieses Krieges, von der sich viele nur abgestoßen hatten, ohne daß sie zur mitteilbaren und vermittelbaren Erfahrung geworden war, hatte sie nicht klug gemacht und nicht menschlicher. Es wiederholten sich die ungeheuren Erfahrungen eines imperialistischen Weltkriegs, es wiederholten sich das Verstummen und die Erfahrungsarmut bei den Überlebenden. Wieder war die Rede von Neuanfang und Stunde Null. Inzwischen wurde ein 3. Weltkrieg machbar. Viele sehen ihn heute kommen.

Es fällt schwer, in dem Verstummen und der Erfahrungsarmut der Generation, die aus dem 2. Weltkrieg »heimkehrte«, noch positive Momente wahrzunehmen. Die Rede von der Stunde Null geriet zu Recht in den Verdacht der Selbsttäuschung und Verdrängung. Wie verständlich auch immer das Bedürfnis nach Neuanfang sein mochte, als eines ohne Rücksicht auf Verluste war es zukunftsorientiert in einem schlimmen Sinne. Gut zwanzig Jahre nach Kriegsende, 1967, versuchten Alexander und Margarete Mitscherlich in ihrem Buch »Die Unfähigkeit zu trauern« auf die in der Bun-

desrepublik verbreitete »hartnäckig aufrechterhaltene Abwehr von Erinnerungen«⁸⁾ aufmerksam zu machen und auf die politisch verhängnisvollen Konsequenzen einer Haltung, die mit Hilfe von Verleugnung, Verdrängung und Projektion auf die unzähligen Kriegstoten, den millionenfachen Mord an Juden, Polen, Russen, den Mord an politischen Gegnern aus den eigenen Reihen reagierte.

Ein scheinbar harmloses Beispiel für die sprachlose und zuweilen blindwütige Abrechnung mit der Vergangenheit ist der »Bildersturm«, dem eine Ausstellung von Gemälden Franz Radziwills 1946 in einem Hamburger Kaufhaus ausgesetzt war. Die stark besuchte Ausstellung erregte das Publikum derart, daß es schließlich sieben der ausgestellten Gemälde zerstörte.⁹⁾ Nach zwölf Jahren Faschismus und sechs Jahren Krieg erschienen Radziwills Bilder einer aus den Fugen geratenen Welt unerträglich. Geschlagene eines Weltkriegs, schlugen die Besucher nun auf die Bilder ein, die sie daran erinnerten. Mochten solche extremen Reaktionen auf Künstler, die ihre Erfahrungen und Erinnerungen an den 2. Weltkrieg zu verarbeiten suchten, auch die Ausnahme sein, sie erscheinen doch symptomatisch für die aufgeregte und sprachlose Abwehr von Schuld, Scham und Angst. »Böswillig« erschienen nicht selten die, die nicht vergessen wollten.

Die Abwehr von Erinnerung bestimmte nach 1945 nicht nur die Rezeption der Nachkriegskunst; sie prägte auch die Bilder, die sich in dieser Zeit mit Krieg und Faschismus auseinanderzusetzen versuchten. Es handelt sich in aller Regel um Werke, die das Leiden, die Trauer, Ohnmacht, Resignation und Verzweiflung der Überlebenden thematisieren. Deutlich ist eine starke Tendenz zur Verallgemeinerung des Einzelschicksals, zur symbolischen Darstellung, zu metaphorischen, mythischen, religiösen Formulierungen. Hiob, der verlorene Sohn, Christus stehen für den bedrängten, ohnmächtigen, leidgeprüften Menschen dieser Zeit. Neben Motiven aus der Totentanz-Ikonographie sind es häufig christliche Themen, Höllenfahrt-Szenen und Visionen der Apokalypse, in denen die schockierende Erfahrung einer beispiellosen Katastrophe beschworen wird.¹⁰⁾ Die Zerstörung, auf die Radziwills Gemälde¹¹⁾ verweisen, bedroht Erde und Himmel. Der Riß, der in vielen seiner Bilder durch die Welt geht, spaltet den Boden und läßt den Himmel auseinanderklaffen. Er wird zum Zeichen drohenden Unheils, das keinen Stein auf dem anderen lassen wird. Ähnlich werden in den zahlreichen Ruinenbildern dieser Zeit eingestürzte Mauern, Gebäudereste, Fensterhöhlen ausgebrannter Häuser zu Symbolen der Zerstörung und der »Unbehaustheit« des Menschen.

In Wilhelm Lachnits Gemälde »Der Tod von Dresden« aus dem Jahr 1945¹²⁾ ist die zerstörte Stadt nur angedeutet in einem stark vereinfachten, stilisierten Gefüge von ineinandergestürzten, verkohlten Balken. In den abstrakten Trümmern sitzt der allegorische Knochenmann, der selbst von Trauer übermannte Tod — ihm zur Seite im Vordergrund in ähnlicher Haltung mit gebeugtem Oberkörper und gesenktem Kopf, das Gesicht in der offenen Hand verborgen, eine Frau mit einem Kind. Es hat die Arme über den Schoß der Mutter gelegt und blickt mit ernstem Gesicht aus dem Bild her-

aus. Vor den symbolischen Trümmern und der Figur eines in Trauer und Scham versunkenen Todes erscheint das auf die Mutter sich stützende, von ihrem rechten Arm umfangene Kind als Verkörperung der Hoffnung auf Überleben. Wie ein Versprechen auf Zukunft ist das tränenlose Gesicht des noch unerfahrenen Kindes dem Betrachter zugewandt. Derart symbolisch aufgefaßte Szenen, in denen nach traditionellem Muster allegorische Figuren auf Tod und Leben verweisen, sind charakteristisch für viele Bilder dieser Zeit.

Ein Gemälde von Karl Hofer aus dem Jahr 1947 trägt den bemerkenswerten Titel »Atomserenade«¹³⁾, bemerkenswert, weil in der Kunst der ersten Nachkriegsjahre Hiroshima und Nagasaki eigentlich kein Thema sind. Außer diesem Bild Hofers ist mir bis in die 50er Jahre hinein kein Gemälde bekannt, das sich nachweislich auf die atomare Vernichtung der beiden japanischen Städte bezieht. Auch hier wurde Erinnerung verweigert und behindert, und zwar auf der Ebene offizieller Politik: Die USA verhängten über die Berichterstattung zu den Folgen des Atombombenabwurfs eine jahrelange, bis 1952 andauernde Zensur. Damit, d. h. mit dem Mangel an Information, mag es, neben der in dieser Zeit ohnehin starken Tendenz zu metaphorischen Formulierungen, zu tun haben, daß auch Hofers Gemälde von der Realität, der erstmals praktizierten atomaren Massenvernichtung, weitgehend abstrahiert. Während Hofer sich mit anderen Bildern in bekannte ikonographische Zusammenhänge stellt, das Vergangene als »Höllenfahrt« und »Totentanz« thematisiert, versucht er hier, in der ungewöhnlichen Darstellung einer symbolisch bedeutsamen Situation mit dem Blick auf menschliche Befindlichkeit ein Bild der atomaren Katastrophe zu geben: In den abendlichen Frieden einer kleinen Gruppe von Menschen, die am weit geöffneten Fenster dem Gesang und dem Lautenspiel eines Musikers in ihrer Mitte lauscht, fällt die Atombombe. Die Menschen sind bleich und starr vor Entsetzen; sie sehen einander nicht an; kein Blick geht hinaus; am dunklen, von Blitzen zerrissenen Himmel steht der Mond als große zerbrochene Scheibe.

Die künstlerische Reflexion von Erfahrung und Geschichte in den verallgemeinernden, unbestimmten und reduzierten Formen einer metaphorischen Malerei begriff Vergangenheit weithin als grausames, übermächtiges Schicksal, dem der Mensch schuldlos-schuldig unterworfen ist. In diesem Zusammenhang stellten sich auch die zuweilen nüchtern registrierten Kriegsfolgen als schicksalhaft über die Menschen verhängte, nicht als von Menschen gemachte dar, als Folgen einer Naturkatastrophe oder eines göttlichen Strafgerichts. Mag man in dieser fatalistischen Auffassung von Geschichte, die mit ihrem apokalyptischen Pathos kaum geeignet war, die Realität von Faschismus und Krieg zu durchdringen, auch eine Form der Abwehr von konkreter Erinnerung und Erfahrung erblicken — die intensive und immer erneute Thematisierung der subjektiven, emotionalen Folgen der erlebten Schrecken macht doch deutlich, daß es in diesen Nachkriegsbildern durchaus darum ging, sich mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen. Die künstlerische Arbeit war hier — wie auch immer — an dem Verarbeitungsprozeß, den die Psychoanalyse »Tauerarbeit« nennt, beteiligt.

Nicht verstummt zu sein in einer Situation, in der viele sehr bald schon von der Vergangenheit nicht mehr reden und nichts mehr hören wollten, gehört zu den produktiven Anstrengungen der Künstler, die in Nachkriegsbildern — wie erfahrungsarm und sprachlos auch immer — von den Folgen der Vergangenheit zu sprechen versuchten.

Sie hatten dazu nur wenige Jahre Gelegenheit. Die Unfähigkeit, sich auf Erfahrungen zu berufen, und die Weigerung, diese der jungen Generation zu vermitteln, isolierte zunehmend auch die Künstler, die dies versuchten. Endgültig entmutigt wurden sie allerdings erst, als nach der Gründung der Bundesrepublik die rehabilitierte abstrakte Kunst als die zeitgemäße Form einer angeblich autonomen, modernen Kunst verabsolutiert wurde. Die Etablierung der westlichen Kunstszene hatte zur Folge, daß viele gegenständig arbeitenden Künstler über lange Zeit regelrecht »vergessen« wurden. Inzwischen haben manche, die zu dieser Entwicklung beigetragen haben, ihre eigene Verdrängungsleistung »vergessen«. Werner Haftmann, einer der einflußreichsten Befürworter der abstrakten Moderne nach 1949, schrieb 1984 in der FAZ: »Ich habe mich oft gefragt, warum der große Krieg, den meine Generation zu durchleben hatte, in den künstlerischen Rängen so antwortlos blieb: ein paar mehr anekdotisch als gleichnishaft wirkende Bücher von amerikanischen Schriftstellern — und sonst das Schweigen! — Auch die Malerei brachte keine verzeichnenswerten Verbildlichungen hervor. Wie anders nach dem ersten Krieg!«¹⁴⁾ Dieser scheinheiligen Klage ist es offensichtlich entgangen, daß inzwischen kunstgeschichtliche Untersuchungen vorliegen, die Erinnerungen mobilisiert und den Nachweis erbracht haben, daß es das Schweigen, von dem Haftmann spricht, jedenfalls in den ersten Nachkriegsjahren von 1945 bis 1949 nicht gab.¹⁵⁾

Die Generation, die sich so schlecht erinnert, hat ihre Erfahrungsarmut und ihr ramponiertes historisches Bewußtsein der Nachkriegsgeneration vererbt. Statt ihr mit Erfahrungen zur Hilfe zu kommen, »befreite« man sie und sich selbst von Erinnerungen, nicht nur hierzulande. Noch 1980 mußte ein Bild des japanischen Maler-Paares Toshi und Iri Maruki, das seit über dreißig Jahren seine Erinnerungen an Hiroshima malt, aus einem Schulbuch verschwinden, weil es — so das japanische Erziehungsministerium — einen »schädlichen, deprimierenden Einfluß«¹⁶⁾ ausübe. Vor etwa einem Jahr konnte man in mehreren Pressemotiven nachlesen, daß man in einem englischen Archiv umfangreiches Material für einen Film »entdeckt« habe, den der für seine Krimis bekannte Regisseur Alfred Hitchcock in Auschwitz gedreht hat. Mit Rücksicht auf die Gefühle der mit dem Wiederaufbau beschäftigten Deutschen sei dies Material nicht veröffentlicht worden. Anschließend hat man es dann, so scheint es, vergessen. Für die Versuche, uns so durch Zensur, Verbot und Geheimhaltung von Bildern vor Trauer, Zorn und Erkenntnis zu »schützen«, ließen sich weitere Beispiele finden.

Es bleibt jedoch die Frage, wie weit die subjektive Abwehr von Erinnerung und ihre Entsprechung auf der Ebene offizieller Politik dazu beigetragen haben, daß es in der Kunst nach 1945 kaum Werke einer Antikriegskunst

gibt, die ähnliche Bedeutung erlangt hätten wie die Bilder eines Picasso oder Dix. Der Krieg, insbesondere der machbar gewordene atomare Krieg, ist in der Kunst der 50er Jahre, die die abstrakte Moderne als Befreiung von der Fessel des Gegenständlichen und als künstlerische Weltsprache feierte, kaum ein Thema; dies gilt auch noch, als Ende der 50er Jahre die »Kampf-dem-Atomtod«-Bewegung ein Bewußtsein von den Gefahren des atomaren Zeitalters zu entwickeln versuchte. Zu den wenigen Ausnahmen gehören Arbeiten des niederländischen Malers Constant, der 1950/51, vermutlich unter dem Eindruck des Korea-Krieges, in der Sprache der abstrakten Kunst den Krieg thematisiert.¹⁷⁾ In der an realistische Traditionen anknüpfenden Kunst der DDR ist ab etwa Mitte der 50er Jahre erstmals eine Auseinandersetzung mit der atomaren Bedrohung zu beobachten.¹⁸⁾ Die USA geben Anlaß, sich an Hiroshima zu erinnern: Am 1. November 1952 zünden sie die erste Wasserstoffbombe; 1954 führen sie auf den Marshall-Inseln Wasserstoffbombentests durch. — Im Jahr 1958 malt Werner Tübke unter dem Titel »Hiroshima« drei Gemälde;¹⁹⁾ sie gehören zu den wenigen Bildern, die konkret auf die atomare Zerstörung der japanischen Stadt Bezug nehmen. Erst in den 60er und 70er Jahren entstehen in der Folge der Politisierung durch die Studentenbewegung sowie der Proteste gegen den Vietnamkrieg in größerem Umfang Arbeiten, die sich mit Krieg, Gewalt und Faschismus auseinandersetzen. Die Abwendung der westlichen Kunstszene von der abstrakten Moderne und ihr zunehmendes Interesse an neuer Gegenständlichkeit werden dazu beigetragen haben, daß sich die Aufmerksamkeit für eine politisch engagierte Antikriegskunst schärfte. Die Beiträge zum Thema von Renato Guttuso, Duane Hanson, der Equipo Cronica, Peter Sorge, Rudolph Schoofs, Alfred Hrdlicka, Bernhard Heisig, Jochen Hiltmann — die Reihe ließe sich fortsetzen — sind zahlreich und zeigen ein großes inhaltliches und formales Spektrum. In einem Teil dieser Antikriegsbilder wurde die Erinnerungsarbeit nachgeholt, zu der sich die meisten Künstler in den ersten Nachkriegsjahren nicht oder nur selten in der Lage sahen. Der 2. Weltkrieg wurde in diesen späten Nachkriegsbildern nicht auf der Ebene symbolischer Verallgemeinerung beschworen, sondern in der Regel sehr konkret im Hinblick auf bestimmte Ereignisse problematisiert. Bekannt wurde vor allem »Das transportable Kriegerdenkmal« von Edward Kienholz aus dem Jahr 1968.²⁰⁾ Kienholz erinnert in diesem großen Tableau an die Flaggenhissung auf dem Suribachi, dem höchsten Berg der japanischen Insel Iwo Jima, die von amerikanischen Truppen am 23. Febr. 1945 nach einem der blutigsten Tage des 2. Weltkriegs erobert wurde — bei der Erstürmung der Insel wurden allein 6821 Amerikaner getötet. Das heroische Bild von der Flaggenhissung, das Kienholz in seinem Objekt rekonstruiert, trügt; es wurde gestellt, weil das Originalphoto nicht genug hergab.²¹⁾ Das Bild erschien auf 3-Cent-Briefmarken; es wurde in Papiermaché nachgebildet, in Hamburgers, in Butter, in Eiscreme, und es wurde nachgegossen für ein hundert Tonnen schweres Bronze-Memorial auf dem Soldatenfriedhof von Arlington. Kienholz macht daraus den ironisch-bösen Vorschlag eines »transportablen Kriegerdenkmals« für den Vietnamkrieg und die folgenden Kriege, ein mobiles Gerät, das immer und überall zur Verfügung steht, abstellbar bis auf weiteres im »friedlichen« Alltag neben »Hot dogs« und Coca Cola.

Alle diese Werke rechnen, wie indirekt und vermittelt auch immer, mit der Möglichkeit neuer Kriege. Sie tun dies allerdings nur selten in der Antizipation eines letzten, atomaren. Erst in der Kunst der 80er Jahre nehmen unter dem Druck der sogenannten Nachrüstung mit der Zunahme endzeitlicher Vorstellungen auch die Bilder vom atomaren Holocaust zu. 1982 entstehen Arnulf Rainers Zyklus »Hiroshima«²²⁾ und Robert Morris' »Feuersturmserie«²³⁾, 1983 Joseph Beuys' »Ende des 20. Jahrhunderts«²⁴⁾, 1984 Arman in Bronze gegossenes Ensemble verbrannter Möbel »The day after«²⁵⁾. Auch die »Jungen Wilden« entdecken die Bombe, das Ende der Menschheit, die Apokalypse.²⁶⁾ In diesen und anderen Versuchen, sich ein Bild zu machen von der drohenden atomaren Katastrophe und in den sie begleitenden Analysen und Interpretationen hat das apokalyptische Denken Konjunktur. (vgl. Michael Schneider: Bombenexistentialismus, DEBATTE 1/84) Es beherrscht nicht nur die Köpfe einiger Künstler und Kunsttheoretiker. Wie ein letztes Zerfallsprodukt von Aufklärung greift es um sich. Selbst der amerikanische Präsident ist davon überzeugt, in einer Zeit zu leben, in der sich Armageddon, der letzte Kampf zwischen Gut und Böse ankündigt. Er hat es Thomas Dine, dem Chef eines Komitees, das sich für gute Beziehungen zwischen den USA und Israel einsetzt, verraten: »Wie Sie wissen, gehe ich immer wieder auf eure alten Propheten im Alten Testament und auf die Anzeichen zurück, die Armageddon ankündigen. Ich ertappe mich dabei, daß ich mich frage, ob wir die Generation sind, die erlebt, wie das auf uns zukommt. Ich weiß nicht, ob Sie in letzter Zeit eine dieser Prophezeiungen wahrgenommen haben. Aber glauben Sie mir, sie beschreiben ganz gewiß die Zeit, die wir jetzt erleben.«²⁷⁾ Ronald Reagan hat seine Verstärker: Eine in den letzten Jahren in den USA entstandene Popkultur verbreitet in Abenteuerromanen, Musikvideos, Filmen, Comic strips und nicht zuletzt über die christlichen Fernsehsender die Botschaft, daß die Apokalypse, die als Atomkrieg kommen und unvermeidbar sein werde, nicht das absolute Ende darstelle, sondern eher den rettenden Durchgang zu einem besseren Leben in Frieden, Freiheit und ohne die Russen.²⁸⁾

»Apokalypse. Ein Prinzip Hoffnung?«²⁹⁾ — Welche Möglichkeiten haben Künstler, mit diesen herrschenden Untergangs-Phantasien und Endzeit-Visionen umzugehen und den auf Einverständnis und Gewöhnung zielenden Armageddon-Botschaften zu widersprechen? Es wird vermutlich nicht ausreichen, in der Darstellung der verheerenden Wirkungen eines Atomkriegs diesen als heillosen und hoffnungslos vor Augen zu führen, oder gar, wie Robert Morris dies mit den großformatigen, ganze Räume ausfüllenden Kohlezeichnungen seiner »Feuersturmserie« versuchte, den Betrachter in das Zentrum solch eines atomaren Szenarios zu stellen. Es wird wahrscheinlich auch nicht ausreichen, was Gerda Dassing in einem Poster »The last photo« von 1981³⁰⁾ versucht, aus der entgegengesetzten Perspektive des himmelweit Entfernten ein letztes Bild von der atomaren Zerstörung der Erde zu vermitteln.

In der langen Geschichte der Kriegsdarstellungen waren die Bilder, Symbole, Visionen der Apokalypse immer wieder eine Möglichkeit, Vorstellungen von der Ungeheuerlichkeit erlebter Schrecken, von unerträglichen Leiden,

von Bedrohung und Untergang zu vermitteln, dies auch dann noch, als eine Säkularisierung der einst biblischen Thematik einsetzte. Die atomare Situation legt es heute offenbar weiterhin nahe, in apokalyptischen Bildern von Gefahren und Ängsten zu sprechen bzw. Bilder entsprechend zu deuten. So richtig die Feststellung des qualitativ Neuen eines Atomkriegs ist, so fragwürdig erscheint es aber, wenn die Vorstellung von der großen Katastrophe als dem schlechthin Beispiellosen, Noch-nie-Dagewesenen sich Bilder des Schreckens schafft, die in dem Maße, wie sie dem Neuen des nuklearen Krieges zu entsprechen suchen, sich von der Realität, in der wir (noch) leben, entfernen: von Rüstungsmaßnahmen, militärischen Konzepten, technologischen Entwicklungen, ökonomischen Strategien, politischen Entscheidungen. In der finsternen apokalyptischen Zukunftsperspektive ist jedes Bewußtsein von Geschichte gelöscht und jeder politisch-gesellschaftliche Handlungshorizont ausgeblendet (vgl. Peter Furth: *Troja hört nicht auf zu brennen*, DEBATTE 2/86). Vom ganz anderen führt kein Weg mehr zurück. »Das apokalyptische Denken, das ja in Wirklichkeit ein parareligiöses ist, hat jedoch nicht nur unsere politischen Wünsche, Ansprüche und Utopien auf ein Minimum zurückgeschraubt, es hat auch das politische Unterscheidungs- und Differenzierungsvermögen nachhaltig beeinträchtigt.«³¹ Es hat den Anschein, als gelte dies heute in besonderem Maße für die bildende Kunst. Hier wird mehr noch als anderswo die akute Bedrohung unserer Gattung weithin nicht mehr als ein konkretes politisch-ökonomisch-militärisches Problem behandelt, sondern als ein anthropologisches, ethisches bzw. religiöses. Das apokalyptische Denken, das sich das Schlimmste vorzustellen versucht, erspart sich in aller Regel den Blick auf das, was dieses Unvorstellbare möglich und wahrscheinlicher machen wird. Es erspart sich auch den Blick auf vergangene Kriege und die Bilder, die wir von ihnen haben. Sie erscheinen konventionell und nicht zu vergleichen, Kriege (und Bilder), die man vergessen kann. Der Versuch, derart der Unvorstellbarkeit atomarer Vernichtung gerecht zu werden, gehört wohl auch zu den von manchen Künstlern verinnerlichten Strategien der Abwehr von Erinnerung und Erfahrung. Dies hat zur Folge, daß sich die antizipatorischen Anstrengungen der Künstler vielfach auf die manifesten und bekannten Erscheinungsformen des nuklearen Krieges fixieren, auf die charakteristische Pilzform, den schwarzen Regen, die Schatten verglühter Menschen, den Feuersturm. Die apokalyptische Zuspitzung bleibt in der Nähe der Effekte. Sie ist damit allerdings noch realitätsnäher als die apokalyptische Spekulation so mancher Interpreten, die in solchen Bildern nur noch Endzeitliches vermutet, nur noch Gefühle des Untergangs und des Todes. Daß z. B. Arnulf Rainers Hiroshima-Zyklus auch die Verarbeitung einer bestimmten historischen Erfahrung, eines konkreten Ereignisses ist und sich mit Dokumenten dieses Ereignisses auseinandersetzt, hat dann mit der »eigentlichen« Bedeutung der Blätter scheinbar wenig zu tun.³² Ohne die Einsicht in vergangene Schrecken, ohne den Versuch, sich über deren Zustandekommen und deren Folgen Klarheit zu verschaffen, ohne die Erkenntnis, daß das Vergangene nichts war als »Menschenwerk«, bleibt die Antizipation drohenden Unheils ohnmächtig, resignativ und melancholisch ihren eigenen apokalyptischen Phantasien unterworfen.

Die Rückgewinnung von Erinnerung und die Überwindung der verbreiteten Erfahrungsarmut erscheinen als wichtige, vielleicht einzige Möglichkeit zu verhindern, daß Phantasie und Vorstellungskraft sich zunehmend von der Realität entfernen, um schließlich in den apokalyptischen Bildern eines Kriegs der Sterne die Schrecken vergangener Kriege endgültig zu vergessen und den kommenden Krieg als ein vielleicht schreckliches, aber vor allem großartiges und überwältigendes Ereignis zu imaginieren. Diese abgehobene Phantasie hat Günther Anders nicht gemeint, als er immer wieder eindringlich für eine Erweiterung unserer Vorstellungskraft plädierte.³³ In dem »Land der Phantasie«, von dem er sich noch realistische Perspektiven erhofft, »beflügelt« die Erinnerung die Antizipation dessen, was da angeblich auf uns zukommt, als sei dies nicht unsere eigene selbstzerstörerische Bewegung auf einen Krieg hin, der wie alle vorausgegangenen mit bestimmten Interessen geplant und geführt werden wird. Ausgerechnet vor dem Imperial War Museum in London hing im Februar dieses Jahres ein großes Transparent, das mit der Aufschrift »Give your past a future« für den Erhalt und Ausbau des Museums warb. — Dabei wären die apokalyptischen Bilder nicht zu verdrängen. Es ginge vielmehr darum, die in ihren Motiven enthaltenen Ängste, Wünsche, Bedürfnisse, Interessen zu dechiffrieren und zu ermitteln, was sie eigentlich meinen, woher sie kommen und worauf sie zielen und warum ihr konkreter Zusammenhang »vergessen« wurde. Auch dies wäre ein Teil notwendiger Erinnerungsarbeit.

Im März dieses Jahres war im Fernsehen in einer vierteiligen Folge ein Film zu sehen, der sich mit dem Problem des Vergessens und der Notwendigkeit des Sich-Erinnerns befaßt: »Shoah« von dem Journalisten und Filmemacher Claude Lanzmann. (»Shoah« ist ein hebräisches Wort und bedeutet großes Unglück, Katastrophe.) Lanzmann hat in diesem Film Überlebende aus deutschen KZs befragt, aber auch die Täter, ehemalige Nazis und Beteiligte des damaligen Bürokratie- und Verwaltungsapparats. Mehr als zehn Jahre hat Lanzmann an diesem Film gearbeitet, ein zäher und mühseliger Versuch, das Vergessen aufzuhalten. Lanzmann ruft die Opfer als Zeugen auf, nötigt sie, in das eigene Vergessen einzudringen und zu berichten. Deutlich wird, wie schwer, wie schmerzlich die Erinnerung ist; es ist in der Tat eine Arbeit. Es kommt vor, daß die Befragten nicht mehr weitersprechen können, nicht mehr wollen. Lanzmann läßt nicht los, sagt: »Sprechen Sie weiter (...) Sie müssen. Es ist notwendig. (...) Ich bitte Sie. Wir müssen das machen. Sie wissen das. (...) Ich weiß, daß es hart ist, ich weiß, verzeihen Sie mir. (...) Ich bitte Sie, fahren Sie fort.«³⁴

1) Dies ließe sich besonders deutlich am Beispiel von Otto Dix zeigen, der in seinen Bildern fast zwanzig Jahre lang seine Erfahrung des 1. Weltkriegs thematisiert hat. Das letzte große Gemälde »Das Schlachtfeld in Flandern«, das Dix in den ersten Jahren des Faschismus 1934-1936 malt, steht neben anderen Werken, die, wie z. B. Lea Grundig's Radier-Folge »Krieg droht!« von 1936, auf die Konsequenzen faschistischer Politik hinweisen. In diesem Zusammenhang der Antizipation eines neuen Krieges wird Dix' spätes Nachkriegsbild zu einem Bild vom kommenden Krieg, zum Vorkriegsbild. 2) Jonathan Schell: Das Schicksal der Erde, in: Peter Keckeis (Hrsg.): *Wacht auf! Eure Träume sind schlecht! Wo Friede beginnt*. Stuttgart 1983, S. 153.

3) Vgl. Arnulf Rainer: *Hiroshima*, in: A. Rainer, *Hiroshima*. Werkgruppe aus 57 Bildern. Ausst. Kat. Bochum 1982, S. p. 4) Walter Benjamin: *Erfahrung und Armut*, in: W. Benjamin: *Gesammelte Schriften*, Bd. II, 1, hrsg. von R. Tiedemann und H. Schweppenhäuser. Frankfurt/M. 1977, S. 214. 5) Ebd., S. 215. 6) Ebd., S. 219. 7) Alexander und Margarete Mitscherlich: *Die Unfähigkeit zu trauern*. Grundlagen kollektiven Verhaltens. München 1967, S. 9. 9) Vgl. Wolfgang Freiherr von Löhneysen: *Franz Radziwill*,

in: Die Kunst und das schöne Heim, Fl. 4, Jan. 1957, S. 128. 10) Vgl. Jutta Held: Kunst und Kunstpolitik in Deutschland 1945-49. Kulturaufbau in Deutschland nach dem 2. Weltkrieg, Berlin (West) 1981, bes. S. 53 ff. 11) Abb. in: Franz Radziwill, Ausst. Kat. Neue Gesellschaft für bildende Kunst e. V. Berlin 1981. 12) Abb. in: Ullrich Kuhlert (Hrsg.): Kunst der DDR 1945-1959, Leipzig 1982, Abb. 1. 13) Abb. in: Zwischen Krieg und Frieden, Buch zur Ausst. Hrsg. vom Frankfurter Kunstverein, Berlin (West) 1980, S. 121. 14) Werner Haftmann: Lachende Totenköpfe. Zum Radier-Zyklus »Der Krieg« von Otto Dix, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 90 vom 14. April 1984. 15) Vgl. Anm. 10 und 13; Hermann Raum: Die bildende Kunst der BRD und Westberlins, Leipzig 1977. 16) Zit. nach Peter Crome: Bilder aus der Hölle, die Hiroshima hieß, in: Frankfurter Rundschau Nr. 181 vom 8. Aug. 1983, S. 11. 17) Abb. in: Cobra 1948-51, Ausst. Kat. Kunstverein in Hamburg, Hamburg 1982, S. 91 ff. 18) Vgl. Lothar Lang: Malerei und Graphik in der DDR, Leipzig 1983, S. 58 f. 19) Abb. in: Apokalypse. Ein Prinzip Hoffnung? Ernst Bloch zum 100. Geburtstag, Ausst. Kat. Hrsg. von Richard W. Gassen und Bernhard Holeczek, Wilhelm-Hack-Museum Ludwigshafen am Rhein 1985, S. 210 und 211. 20) Abb. in: D.J.R. Bruckner, Seymour Chwast, Steven Heller: Kunst gegen den Krieg. 400 Jahre Protest in der Kunst, Basel 1984, S. 108 und 109. 21) Vgl. Rainer Fabian (Text) und Hans Christian Adam: Bilder vom Krieg. 130 Jahre Kriegsphotografie — eine Anklage, Hamburg 1983, S. 264 f. 22) Abb. in: Arnulf Rainer, Hiroshima. Werkgruppe aus 57 Bildern, Ausst. Kat. Bochum 1982, s.p. 23) Abb. in: Kunstforum Bd. 56, H. 10, Dez. 1982, S. 70 und 71. 24) Abb. in: tendenzen Nr. 144, Okt.-Dez. 1983, S. 25. 25) Abb. in: Apokalypse. Ausst. Kat., S. 325. 26) Ebd., S. 351. 27) Zit. nach Klaus Christian Wanning: Predigt für Ronald Reagan. Der Präsident und die Apokalypse, Düsseldorf 1984, S. 6. 28) Vgl. Konrad Ege: I love the bomb, in: Konkret, H. 4, April 1986, S. 52-55. 29) Titel des in Anm. 19 genannten Katalogs. 30) Abb. in: tendenzen Nr. 141, Jan.-März 1983, Einbandrückseite. 31) Michael Schneider: Das Gespenst der Apokalypse und die Lebenden des Untergangs, in: Apokalypse. Ausst. Kat., S. 359. 32) Vgl. Arnulf Rainer, Hiroshima. Ausst. Kat., Klappentext. 33) Günther Anders: Thesen zum Atomzeitalter, in: Das Argument 17, 2. Jg., Okt. 1960, S. 226-234, bes. S. 228 f. 34) Claude Lanzmann: Shoah, Düsseldorf 1986, S. 158.

*Weh jedem, dem hier nichts geschieht,
Weil alles scheint gering,
Weh jedem, der hier gar nichts sieht,
Weil er das Licht verhing,
Der sich in die Beschauung senkt
Und nichts zu schauen hat
Und, was er findet, immer denkt,
Daß er des Denkens satt.*

Achim von Arnim

Czeslaw Sawicki

Das Versprechen, die Gefühle und die Wahrheit oder Der Film SHOAH

Der Film von C. Lanzmann handelt von Verbrechen, besser gesagt von einem Teil der Verbrechen, die von deutschen Faschisten im Verlauf und während der Zeit des sowieso verbrecherischen II. Weltkrieges begangen worden sind — nämlich von der massenhaften Ermordung jüdischer Bürger aus allen von deutschen Faschisten besetzten europäischen Ländern und den okkupierten Teilen der Sowjetunion. Die nicht weniger massenhafte Ermordung von Millionen Russen, Polen und anderen ist nicht Thema dieses Films, wird aber auch nicht andeutungsweise erwähnt. Die Methode und das künstlerische Prinzip, das Lanzmann anwendet, um sein Thema zu bewältigen, ist zwar nicht neu — nämlich die Befragung von Zeugen, die das Glück hatten, dem für sie vorgesehenen Tod zu entkommen, sie ist aber um eine neue, ganz spezielle Variante erweitert: einige Zeugen erzählen das Geschehene, indem sie dieselbe Tätigkeit verrichten, zu der sie als Lagerinsassen gezwungen wurden. Es werden die am Leben gebliebenen Opfer und manchmal auch die Henker befragt. Im Film tritt außerdem eine dritte, recht zweideutig dargestellte Gruppe von Akteuren auf: Die Polen-Bauern und Kleinstadtbewohner aus der Umgebung der Vernichtungslager. Dem Film nach sind sie weder die Opfer noch die Henker — sie werden dem Zuschauer schlicht als die Nutznießer der Ausrottung der Juden präsentiert, überdies aber noch als Antisemiten und unbedeutende, primitive Sadisten.

Es geht nun zuerst nicht um die Wahrheit dessen, was Lanzmann dem Zuschauer suggerieren möchte, sondern darum, inwieweit die Methode des »post-mortem«-Erlebnisses von Lanz-

mann durchgehalten werden kann. Er kann das nicht, weil es unmöglich ist, diese schrecklichen Verbrechen durchgehend und in Echtheit nachzustellen.

So muß Filip Müller — ein Überlebender des Sonderkommandos aus dem Konzentrations- und Vernichtungslager Oswiecim/Auschwitz —, zu dessen Aufgaben das Verbrennen der Getöteten gehörte, seine Leidensgeschichte lediglich erzählen. Er wird nicht, erzählend, von Lanzmann vor einen Ofen gestellt. Lanzmann müßte dies aber tun, folgte er seinem zynischen Credo, das Unvorstellbare durch erneutes Erleben nachvollziehbar zu machen.

Eine solche Methode, die in ihrem Kern hart an die Grenze des Humanen stößt, macht das Bild, das gemalt werden soll, dunkel und nicht hell. Goya sagt: Wenn die Vernunft schläft, erwachen die Dämonen. Man merkt, daß der »geniale Filmemacher« — wie ihn die Medien preisen — offensichtlich nie etwas von diesem Ausspruch gehört hat. Oder aber, gerade weil er diese Aussage kennt, wendet er seine Methode an. Er will bewußt so verstanden werden, wie es diese Methode erlaubt. Er will die Grenzen der Wahrheit fließend machen. Dazu hilft ihm der Schnitt. Die Verknüpfung von authentischen Zeugenaussagen mit dem zeitgenössischen Bild und dem geschickt gedrehten Dialogmaterial verleiht dem Ganzen ein hohes Maß an trügerischer Authentizität.

Nicht umsonst, gerade deswegen wurde der Film als »dokumentarisch« angepriesen.

Es fällt auf, daß nur die beiden ehemaligen Insassen der Vernichtungslager Chelmo und Treblinka, die jetzt in Israel wohnen, sich diesem Prozedere

unterwerfen mochten. Alle anderen (ausgenommen der polnische Lokomotivführer Henryk Gawkowski, der sich in der Kanzel einer uralten, fahrenden Dampflokomotive ablichten ließ) wollen über das Verbrechen nur berichten.

Der Zuschauer wird mit Gesten, Bildern und Dialogen manipuliert — überall dort, wo ihn der erschütternde Anblick des singenden Srebnik und seiner toten Augen trifft, oder auch dann, wenn R. Glazar vom »Lazarett« in Treblinka berichtet. All dies ist wahr und erschütternd — und wäre es auch in jedem anderen Film; ist es auch ohne einen Film, auch wenn man es nur in einem Buch nachlesen würde. Es gibt davon inzwischen viele, sogar einige auf deutsch.

Das andere, Künstlerische: die sich immer wieder mit rauchendem Schornstein ins Bild schiebende Dampflokomotive, die leeren Waggon der Güterzüge, das Schweifen der Kamera über die verträumte und liebliche Landschaft, die polnischen Kleinstädte und Dörfer — dargestellt in der Art, wie sie Charles Wassermann vor langen Jahren im Auftrag der »Vertriebenen« über »Polnische Wirtschaft« in Schlesien fotografiert hat. Selbst die amerikanische Freiheitsstatue und das Kapitol in Washington sind ein lediglich präntiöser und außerdem ein seltsam naiver Kunststil. Gänzlich geschmacklos ist das Bild brennender Holzweige, während zwei Überlebende des Massakers im Wald Ponary (bei Wilno, Juli 1941) über das Verbrennen von Getöteten berichten.

Kommen wir zum Wahrheitsgehalt der Aussagen und Szenen, in denen Lanzmann mit polnischen Bauern, Hausfrauen und anderen Stadt- oder Dorfbewohnern aus der Umgebung der Vernichtungslager Chelmino und Treblinka spricht. Die von Lanzmann vorgestellten Menschen sind mehrheitlich ungebildet und sehr schlicht. Sie sprechen so, daß man auf ihre antijüdischen Vorurteile schließen kann, bzw. es kann

das, was von Lanzmann präsentiert wird, auf diese Weise interpretiert werden.

Was diese Menschen außerdem gesagt haben und ob darunter auch Aussagen waren, die gegenteilig interpretiert werden können, weiß man nicht. Lanzmann hat sehr viel Material der Schere zum Opfer gebracht.

Es geht auch nicht darum, ob die erwähnten Dialoge sinnenstehend verstümmelt wurden oder nicht — die Hämme und der Zynismus, die in Lanzmanns Stimme anklingen, sprechen dafür. Antijüdische Vorurteile, besonders auf religiöser Basis, sind aber eine Tatsache, die sich nicht nur auf polnische Kleindörfer und Städte beschränkt.

Es geht um etwas anderes, um etwas, woran Lanzmann selbst glaubt, was er durch diesen Film zu vermitteln sucht, und wobei ihm eine »gute« Dienst leistende Journalistin kräftig sekundiert; nämlich, daß diese Vorurteile mit der tatkräftigen Beihilfe zur Vernichtung der Juden gleichgesetzt werden — und zwar im Stil der Bildzeitung: Antijudaismus = Gaskammer. Das ist die erste grobe Entstellung der Geschichte, die Lanzmann vorzuwerfen ist; die zweite ist die des Antisemitismus »der polnischen Bauern«. In dieser Verallgemeinerung und so pauschal sind das Unwahrheiten, die nicht einmal durch die vermeintlichen Beispiele der antijüdischen Vorurteile, die Lanzmann vorführt, widerlegt werden.

Eine weitere Unwahrheit — wohl die größte — ist, daß Lanzmann den Eindruck zu erwecken sucht, als seien diese Bauern oder andere Polen nur und ausschließlich unbeteiligte, freiwillige und sich in Sicherheit befindende Zuschauer einer überdimensionalen Theatertragödie gewesen. Gerade dazu dienen die Dialoge nach der Methode: »Das Gestern ist heute«. So erzählt z.B. einer der Bauern, daß er »am Feld neben dem Lager« gearbeitet habe. Die Kamera zeigt ausreichend liebliche Landschaft.

Es wird der Eindruck erweckt, als ob die Polen ein normales Leben gelebt hätten, als ob es keine faschistische Okkupation Polens gegeben hätte, kein faschistisches Terrorregime für *alle Menschen* in diesem Lande.

Der »polnische Bauer« war auch ein Opfer, ein Opfer, weil die deutschen Faschisten ihn versklavten, weil sie ihn und seine Familie (Kollektivbestrafung) mit dem Tod bedrohten, wenn er seinen jüdischen Nachbarn zu helfen versucht hat. Im okkupierten Polen — im Gegensatz zum übrigen Europa — wurde jede, auch die geringste Hilfe für Juden und russische Kriegsgefangene mit dem Tod geahndet. Ein polnischer Bauer war rechtlos und schutzlos, er war ein slawischer »Untermensch«, der vorerst noch gebraucht wurde — er hatte die Aufgabe, Lebensmittel zu produzieren —, dessen Todesstunde hinausgezögert war, genauso wie die der »Arbeitsjuden«.

Der Eindruck einer »polnischen Schweiz« wird auch durch die Darstellung der Situation im Warschauer Getto kräftig unterstrichen, und zwar sowohl im Gespräch mit Jan Kozielski (»Karski«) wie auch in dem Bericht, den einer der Überlebenden des jüdischen Widerstandes im Warschauer Getto gibt. Das Elend des Gettos, beschrieben mit der tränenerstickten Stimme von Kozielski, wird mit den durch Weichlinse fotografierten Bildern vom heutigen herbstlichen Warschau mit seinem großstädtischen Treiben gekonnt kontrastiert.

»Im arischen Stadtteil Warschaus ging das Leben weiter wie immer, ganz natürlich und normal wie früher... Das Getto war eine abgeschnittene Insel inmitten des normalen Lebens« (C. Lanzmann: Shoah, S. 264).

Historische Tatsache aber ist, daß ein polnischer Pfarrer — oder ein polnischer Lehrer, sei er polnischer oder jüdischer Pole gewesen, als erster ermordet wurde — so geschehen in Barbarka bei Torun am 28.10.1939, so geschehen

in Palmiry bei Warszawa am 14.12.1939, so geschehen in unzähligen Straßenexekutionen in polnischen Städten, so geschehen während der zahlreichen Straf- und Pazifizierungsexpeditionen in polnischen Dörfern und Städten. Diese »Untermenschen« hat man mit dem Maschinengewehr oder am Galgen getötet, und zwar fortwährend, Tag für Tag, bis zur Befreiung Polens durch die Sowjets.

Lanzmann läßt zu, daß gelogen wird, verbal und vorsätzlich. Dabei geht es nicht einmal besonders erfinderisch zu, z.B. wird behauptet, die Kämpfer der ZOB (jüdische Widerstandsorganisation) hätten von den polnischen Widerstandsorganisationen keine Waffen bekommen. Diese Lüge wurde auch schon in dem amerikanischen Film »Holocaust« inszeniert.

Dazu ist allerdings nicht viel zu sagen; Tatsachen lassen sich auch nicht nachträglich durch den »Dokumentaristen« Lanzmann auslöschen: Die Waffen, die Munition, die Handgranaten und der Sprengstoff samt Zünder dazu sind geliefert worden. Doch machte Lanzmann sich nicht die Mühe, im Stenogramm der Befragung von Iechak Cukierman (»Antek«) anlässlich des Eichmann-Prozesses in Jerusalem (1961) die Wahrheit nachzulesen, oder bei W. Bartoszewski (führendes Mitglied und Mitbegründer des »Rates zur Rettung der Juden« in Polen) in der »ZEIT« (22.4.83). Dort wird annähernd genau aufgelistet, was geliefert und vor allem, wie es geliefert wurde. Dem Verfasser dieser Zeilen ist nicht bekannt, ob die Waffen und die Munition nach ihrem Transport in den Konserven mit Marmelade (Handgranaten) gegen vorzeigbare Factura übergeben wurden.

Lanzmann manipuliert die Wahrheit aber noch auf andere Weise; er läßt den ehemaligen Auschwitz-Häftling Rudolf Vrba (Walter Rosenberg) im Film sagen, daß er aus Auschwitz/Oswiecim geflohen sei, um die Welt darüber zu in-

formieren, was im Lager geschah. Auf diese Weise wird die Fiktion der polnischen unbeteiligten, gleichgültigen Zuschauer weiter exponiert und betont. Zuerst lassen »die polnischen Bauern« zu, daß über Nacht das halbe Dorf abgeholt wird (Lanzmann), dann müssen die Überlebenden noch selbst die Welt aufrütteln.

Die Welt (gemeint sind die Alliierten) war schon vorher informiert. Die polnische Widerstandsbewegung sandte mehrmals Berichte über die Lage der polnischen Juden an die polnische Exilregierung in London, welche die alliierten Regierungen offiziell informierte, so z.B. W. Sikorski in seiner Rede über BBC vom 9. Juni 1942, so in der diplomatischen Note an alle alliierten Regierungen vom 10.12.1942. Am 13.5.1943 beging Szmul Zygielbojm (jüdisches Mitglied des Polnischen Nationalrates) in London Selbstmord, da er die Untätigkeit der alliierten Regierungen nicht länger ertragen konnte. Darüber schweigt sich der »Macher« in seinem Film aus. Statt dessen wird versucht, die Kollaborateure aus den s.g. Judenräten in den Gettos ausschließlich als tragische Gestalten zu stilisieren. Derselbe R. Hilberg, der in seinem wissenschaftlichen Werk »Die Vernichtung der europäischen Juden« (1961 u. 1982) zu einer völlig anderen Bewertung kommt, läßt sich von Lanzmann nachgerade als »Weißmacher« für Czerniakow (Vorsitzender des Judenrates im Warschauer Getto) benutzen. Dies empört um so mehr, als Lanzmann »den polnischen Bauern« ihre — wohlgerneht von ihm unterstellte — Untätigkeit als unterlassene Hilfeleistung vorwirft, die völlig eindeutige Kollaboration der Judenräte dagegen peinlich umgeht.

So könnte man eine ganze Reihe von Aussagen, die Lanzmann macht, sei es durch Dialoge, sei es durch die Art der Bilder, kritisieren und ihren Wahrheitsgehalt korrigieren. Beispielsweise die sogenannte »Kopf-ab«-Geste. Nur eine sehr voreingenommene Person würde

diese drastische, aber immer noch warnende Geste als »Sadismus der kleinen Leute« und als Ausdruck des »bäuerlichen« (polnischen) Antisemitismus interpretieren. In diesem Punkt, dem die sensationsgierige Presse sogar eine titelkräftige Überschrift widmete (»Vom hämischen Sadismus der kleinen Leute«, Neue Westfälische 3.3.86, Bielefeld), widerspricht sich Lanzmann selbst durch den Inhalt anderer Film-szenen.

Wenn die deutschen Faschisten in jeder Phase ihrer Mordaktionen bemüht waren, ihre wirklichen Absichten zu verbergen, um ihre Opfer zu täuschen, so war die Information und Warnung der noch unverbrauchten, zukünftigen Lagerinsassen ein erster potentieller Schritt zur Rettung. Über diese und andere Bedingungen hört man ausreichend und ausführlich im Bericht von Rudolf Vrba, aber auch von Richard Glazar.

Lanzmann entstellt die Wahrheit der Verhältnisse. Er läßt Simcha Rottem (»Kazik«) sagen: »Im Umkreis des Gettos gab es immer sehr mißtrauische Polen, die Juden festnahmen«; — ein präziser Satz — also jeder Pole ein Hilfs-SS-Mann?

Wenn schon von polnischen Kollaborateuren die Rede ist — so kann es nicht auf diese Art und Weise sein. Es hat sie gegeben, die Verräter, die dadurch ihr eigenes Leben erträglicher machen wollten, aber es hat sie in jeder Nation, die durch die deutschen Faschisten unterjocht war, gegeben — in Polen jedoch am wenigsten. Die Polen haben keine Regierung gehabt, die dem deutschen Faschismus zu Diensten war, sie haben keine Hilfstruppen gestellt, die für Hitler und Himmler schossen und brandschatzten, sie haben keinen florierenden und gewinnbringenden Handel mit dem faschistischen III. Reich getrieben.

Dies ist die historische Wahrheit und eine vielfach gesicherte Erkenntnis. Es gehört dazu auch, daß die Kollabora-

teure, die Gestapospitzen, die Denunzianten mit dem Tode bestraft wurden. Stefan Korboniski, Chef der Gerichtsbarkeit im polnischen Widerstand, könnte Lanzmann über die Bestrafung solcher Polen, die Juden an die Deutschen verriet, einiges erzählen. Er lebt in England und hat schon 1954 ein Buch über diese Zeit geschrieben.

Als ganz böseartig können zwei Details vermerkt werden: Der »Dokumentarist«, der über Jahre diesen Film erstellte, bringt eine Aufnahme vom buchstäblich mit Brettern verammelten Denkmal der Aufständischen des Warschauer Gettos. Keine Bemerkung darüber, daß es restauriert wird. (Erbaut 1948). Ein anderes Detail: Der Vorsteher der jüdischen Gemeinde auf Korfu (Griechenland) und Lanzmann berichten darüber, daß die Christen der Deportation der jüdischen Gemeinde zusahen (Shoah, S. 176 ff.); Christen also, nicht etwa Griechen, wo er sonst doch ausschließlich von polnischen Bauern oder Polen spricht.

Das Presseecho auf diesen Film sollte auch erwähnt werden. Gerade die Aussagen des Films, in denen das polnisch-jüdische Verhältnis angesprochen wird, werden hervorgehoben. In einem Bielefelder Blatt liest man dazu: »Der Holocaust wäre in diesem Ausmaß niemals möglich gewesen, wenn er sich nicht auf den großen antisemitischen Konsensus in der Bevölkerung hätte stützen können. Vor allem in Deutschland, aber auch in Polen. Lanzmann macht das nochmal unmißverständlich klar im zweiten Teil ...« So Anna Jacobson in der »Neuen Westfälischen« (20.2.1986).

Es wird das Bild des Dampflokomotive gezeigt, und es avanciert zum Markenzeichen von »Shoah«. Nicht ein Bild von Eichmann, Himmler oder ein Bild des von Adenauer zum Staatssekretär ernannten Hans Globke oder vielleicht die Abbildung einer Büchse, in der die Kristalle von Zyklon B aufbewahrt wurden. Nein, der polnische Ma-

schinist muß her. Die Intention ist deutlich — die Mordtaten der deutschen Faschisten treten in den Hintergrund, die »Beteiligung der Polen« (wie es Simone de Beauvoir im Vorspann des ersten Teils von »Shoah« in der klaren Sprache einer Philosophin formulierte) wird exponiert.

Wenig Klarheit bringt der »klärende« Artikel des fleißigen Daniel Passent in der Hamburger »ZEIT« (7.3.86). Der polnische Journalist, der mit der Wendigkeit eines Turmhahnes die Rollen von Kain und Abel in den Spalten der polnischen Wochenpresse spielen kann, stellt das Ganze als den »Kampf der Mimosen« dar: der empfindsame Claude Lanzmann und die empfindsame polnische Seele. Kein Wort von Passent darüber, daß die Inhalte des Films nicht der Wahrheit entsprechen und daß der Film deswegen in Polen auf Empörung und Ablehnung gestoßen ist: statt dessen wird Kurioses über die offizielle Demarche der polnischen Regierung in Paris berichtet. Verschwiegen wird dafür, daß einer der Gründe für diesen Protest die Tatsache sein kann, daß der Film »Shoah« vom französischen Ministerium für Kultur mitfinanziert wurde.

Man vergleiche das Echo und die Diskussion über Eberhard Fechners Film »Der Prozeß« (über den Prozeß gegen die Bewacher des Lagers Majdanek), der Ende 1984 (gleichfalls im dritten Programm) ausgestrahlt wurde. Damals folgte keine reißerische Reklame, daß der Film für die Deutschen der erste sei, der sie befreien würde — wie könnte es auch. Der Film von Fechner läßt die Wahrheit nämlich wie sie ist — ungeschminkt und unmanipuliert.

Um es abzuschließen: Für einen polnischen Zuschauer ist der Film in bestimmten Teilen verletzend und verlogen. Er kann den Eindruck gewinnen, als sollten die Defizite im antifaschistischen Bewußtsein in der BRD durch »Umverteilung« der Schuld der deutschen Faschisten an ihren Verbrechen bewältigt werden.

Karl Heinz Scherfling

fluchtversuch

es kam alles hals über kopf. der wärter hatte ihnen das futter gebracht, verließ den käfig und vergaß, die tür zu verriegeln. eben stopften sie sich noch gleichmütig apfelschnitzel ins maul, da rasten die beiden auch schon los, rissen die käfigtür auf und verschwanden.

es war wohl schon immer so gewesen, daß sie hinaus wollten. jeden tag. jede nacht im schlaf noch. beim fressen, beim spiel. sogar, wenn sie sich paarten.

die wärter vermochten nicht, sie wieder einzufangen. der direktor wurde gerufen. ihm gelang es schließlich — er gilt als hervorragender kenner ihrer art —, sie gegenüber dem elefantenhaus zu stellen. die beiden griffen sofort an und zerfleischten ihn sehr.

damit war ihr schicksal besiegelt. den ausbruch hätte man ihnen verziehen. (wer erwäge nicht zuweilen jenen?) — aber gewalt gegen personen ...

sie wurden liquidiert.

ich lese in der zeitung von genesungswünschen für unseren direktor. sein mut und seine entschlossenheit werden gelobt. es beruhigt die öffentlichkeit, daß hier einmal ein verantwortlicher unter einsatz von leib und leben versucht hat, gefahr von ihr abzuwenden.

meine andacht aber gilt den beiden ausreißern. fünfzehn jahre zoo sind keine kleinigkeit trotz, nein gerade wegen der lebenserleichterung, die eine einführende wissenschaft organisiert: gesundes fressen, medizinische versorgung und die weitläufigkeit der käfige — wenn man sie denn noch so nennen darf —, die mit kletterbäumen und steinlandschaften zu kreativem spiel einladen; all das hält die gier nach uneingeschränkter freiheit wach. früher gewährte manchem ein roher, lebensfeindlicher käfig wenigstens noch die gnade der hoffnungslosigkeit, aber heute ...

wenige wochen vor dem ausbruch wurden im zuge der liberalisierung des tierhaltungsvollzugs auch noch die gitterstäbe durch bruchssichere scheiben ersetzt. oh, ich kann mir vorstellen, wie verheerend diese neuerung auf die psyche der beiden ausreißer gewirkt haben muß: gerade dort, WO DIE BESTEN AUSSICHTEN BESTANDEN, GING ES NICHT WEITER!!

damit mag der hintergrund der flucht ein wenig erhellt sein. aber warum, frage ich mich, haben sich die beiden auf einen kampf mit dem direktor eingelassen? — sie hätten sich seitwärts in die büsche schlagen und ihn am ende mit seinem latein allein lassen sollen.

aber wären sie damit ihrem ziel nähergekommen? — was haben denn diese affen gedacht, was jenseits der mauer liegt? etwa der herrliche, der unabsehbare wald? hier sind überall nur wir.

Deutsche

Prof. Otto Reinhold im Gespräch mit
Günter Gaus

GAUS: Der Sinn meiner Interviews ist, Deutsche aus beiden Staaten mit unterschiedlichsten Auffassungen auf den verschiedensten geistigen Fundamenten vorzustellen, sie zu bezeichnenden Antworten zu bringen, sie zu Wort kommen zu lassen.

Mein heutiger Partner ist ein hochrangiger Kommunist aus der DDR. Otto Reinhold, Jahrgang 1925, Mitglied des Zentralkomitees der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands und Direktor des Instituts für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED. Ein enger Mitarbeiter Erich Honeckers.

Herr Professor Reinhold, es ist noch immer ungewöhnlich, daß ein Mitglied der SED, der herrschenden Partei der DDR, sich einem Interview im Fernsehen der Bundesrepublik stellt. Sie, ein Mitglied des Zentralkomitees der SED, also ein hochrangiger Genosse, tun es heute. Riskieren Sie die Ankündigung, daß es in der von der DDR-Führung angestrebten Entwicklung der deutsch-deutschen Beziehungen liegt, daß in absehbarer Zeit vielleicht auch ein westdeutscher Politiker im Fernsehen der DDR interviewt wird?

REINHOLD: Zunächst — glaube ich — muß man feststellen, die Politik des Dialogs gehört ja zu den Grundelementen der Politik der SED, und deshalb ist ein solcher Dialog nichts Besonderes. Außerdem hoffe ich, daß wir ein interessantes Gespräch haben werden. Den zweiten Teil der Frage: ich könnte mir das durchaus vorstellen, nur glaube ich, daß dies von der internationalen Entwicklung sehr beeinflusst wird und sehr viel abhängt von den wichtigsten Schlußfolgerungen, die wir aus der neuen Situation der letzten Jahre gezogen haben. Dazu gehört ja, daß man den Frieden heute nicht mehr gegeneinander, sondern doch nur miteinander sichern kann. Und dazu gehört die Schlußfolgerung, daß wir die Kunst erlernen müssen, wie Gorbatschow es formulierte, miteinander zu leben. Und ich glaube, solche Diskussionen sind ein Element dieses Miteinanderlebens. Außerdem haben wir ja schon die Rede von Willy Brandt beim Besuch veröffentlicht, Reden von Otto Wolff von Amerongen und vielen anderen.

GAUS: Also wir werden sehen, ob es zu einer Art Wiederaufleben des vor 30 Jahren gescheiterten Redneraustauschs durch Interviewaustausch kommt.

REINHOLD: Welche Formen das haben wird, das wird sich zeigen.

GAUS: Warum lassen Sie sich auf dieses Interview ein, Herr Reinhold? Welche politische Absicht verfolgen Sie damit?

REINHOLD: Ich lasse mich deshalb darauf ein, weil ich die Möglichkeit habe, über unsere Politik zu sprechen im Zusammenhang — ich sagte es schon — mit unserer Politik des Dialogs. Und ich halte das für nicht schlecht.

GAUS: Glauben Sie, daß eine Entwicklung zwischen West und Ost sich angebahnt hat, bei der Vorurteile in Urteile — und seien es kritische, die man voneinander, übereinander hat — sich verwandeln könnten, in sachliches Interesse. Oder befürchten Sie, daß weiterhin die Ost-West-Beziehungen, auch das Verhältnis zwischen den beiden deutschen Staaten, gekennzeichnet sind von einer Art Glaubensspaltung, die wenig Vernunft und viele Emotionen mit sich bringt?

REINHOLD: Ich glaube, daß natürlich ein solcher Prozeß sich vollzieht, wo viele Klischees, die aus den 50er und 60er Jahren stammen, abgebaut werden. Und wenn man miteinander den Frieden sichern will, muß man ja den anderen anerkennen, auf den anderen auch hören, was er sagt. Wenn man real einschätzen will, muß man sich auch nicht von Vorurteilen leiten lassen, sondern von realen Einschätzungen. Ich bin überzeugt, daß dieser Prozeß im Gange ist. Aber auch — wenn Sie noch gestatten, das hinzuzufügen —, daß es viele Kräfte gibt, die gegen eine solche Entwicklung sind. Wenn ich z.B. erinnere an das, was auf der letzten Wehrkundetagung in München von einigen gesagt wurde, so entspricht das nicht dieser Entwicklung.

GAUS: Herr Reinhold, es gibt den inzwischen etwas bärtigen, abgenutzten Witz, daß die Leute in der DDR alle müde seien und etwas außer Atem, weil es seit nun schon über 30 Jahren immer bergauf geht.

Nun ist es ja tatsächlich so, daß es bemerkenswerte, eindrucksvolle Aufbauleistungen in der DDR gegeben hat, beträchtliche Erfolge, die unter schwierigen Umständen erreicht worden sind. Aber der alte Scherz zielt doch auf etwas sehr Typisches — nach meinem Verständnis. Er zielt auf die immer positive, sonnige Selbstdarstellung der sozialistischen Gesellschaft in der Öffentlichkeit, auf das unablässige Sich-selber-Feiern, bei dem Schwierigkeiten, Widersprüche, Ungewißheiten unterschlagen werden. Wird das nicht allmählich zu einem Mangel an politischer Offenheit, die gerade die Gutwilligen in der Gesellschaft der DDR kränken muß?

REINHOLD: Ich glaube, daß es keinen bei uns, in unserer Partei gibt, der ernsthaft daran zweifelt, daß unsere Darstellung, die Darstellung unserer Probleme nicht verbessert werden muß. Jede politische Partei muß ständig darum ringen, und ich glaube, das ist ja nicht nur in der DDR so, sondern auch in der Bundesrepublik der Fall. Nur — glaube ich — muß man dabei akzeptieren, daß wir in der Darstellung unserer Probleme natürlich unsere spezifischen Bedingungen haben und auf diese spezifischen Bedingungen Rücksicht nehmen müssen. Wir haben einen außerordentlich großen Prozeß kritischer Auseinandersetzung in vielen Formen, die nicht immer — vielleicht in der Presse — voll ihre Widerspiegelung finden. Ich möchte nur daran erinnern, daß bei der letzten Diskussion des Planes 735.000 Vor-

schläge gemacht wurden, davon einige hunderttausend kritische Bemerkungen. Die ganze Parteitagsvorbereitung ...

GAUS: ... Herr Reinhold, dieses ist eine Art von Öffentlichkeit, die vielleicht bei uns nicht richtig gesehen wird, und die es gewiß gibt bei Ihnen. Aber — meine Frage, aufgehängt an dem etwas bärtigen Witz, zielt ja auf eine breitere Offenheit und Öffentlichkeit. Und da räumen Sie ein, es könnte manches verbessert werden.

Lassen Sie mich darüber hinaus fragen: Gibt es in Ihrer Vorstellung irgendwann, und dann unter welchen Bedingungen, die Möglichkeit, eine Art von Pluralismus in Ihre Gesellschaftsordnung hineinzutragen? Pluralismus als eine Abkehr von dogmatischer Einseitigkeit in der Weltbetrachtung. Ist das vorstellbar?

REINHOLD: Als Theoretiker muß ich sagen, einen solchen Pluralismus, wie er vielleicht von Ihnen und von anderen gesehen wird, glaube ich nicht, daß es den geben wird und geben kann, da nach unseren Vorstellungen dieser Pluralismus ja an unterschiedliche Klassen, gegensätzliche Klasseninteressen gebunden ist. Das bedeutet aber nicht, daß es zu vielen Fragen nicht unterschiedliche Auffassungen geben kann ...

GAUS: ... Können die öffentlich diskutiert werden in irgendeiner absehbaren Zeit?

REINHOLD: Ich glaube, daß wir viele dieser Fragen diskutieren. Ich möchte nur daran erinnern, soweit ich mich erinnere, sind etwa 12 — 14% aller Publikationen, die in der DDR erscheinen, Publikationen, die von kirchlichen Verlagen oder kirchlichen Verlagen nahestehenden Einrichtungen veröffentlicht werden. Und da kann man nicht sagen, daß das marxistisch-leninistische Veröffentlichungen sind.

GAUS: Eine unfaire Frage, weil sie zu schwierig ist in ihrer Schlichtheit, in der Kürze der Zeit, die selbst in einem so langen Interview als Gebot beachtet werden muß. Wie definieren Sie persönliche Freiheit?

REINHOLD: Persönliche Freiheit bedeutet für uns zunächst soziale Sicherheit als Grundlage der persönlichen Freiheit. Ohne soziale Sicherheit kann es keine persönliche Freiheit geben. Ein Arbeitsloser kann nicht persönlich frei sein. Zur persönlichen Freiheit gehört die Möglichkeit, alle Talente und Fähigkeiten zu entwickeln und sie auch praktisch in der Gesellschaft auf vielfältigen Wegen anzuwenden. Dazu gehört vor allem die Möglichkeit, an der Gestaltung der Gesellschaft aktiv und wirkungsvoll teilzunehmen.

GAUS: Und ist diese aktive, wirkungsvolle Teilnahme nicht nur der organisierten Mitglieder der Gesellschaft, der in den Parteien, vor allem in der SED organisierten, sondern der Gesellschaft insgesamt, ist die nach Ihren Vorstellungen bereits ausreichend groß?

REINHOLD: Nein, sie ist nicht ausreichend groß. Aber ich glaube, daß das zu den Entwicklungsprozessen der sozialistischen Gesellschaft gehört. Nach unseren Vorstellungen ist dieses Mitwirken heute in besonderem Maße im Zusammenhang mit der wissenschaftlich-technischen Revolution erforderlich. Das heißt, das Recht, die Möglichkeit und die Fähigkeit, an der Gestaltung dieser Prozesse aktiv mitzuwirken und seine Interessen in diesen Prozeß einzubringen, und ein Zustand, der sichert, daß diese Interessen auch berücksichtigt werden. Das ist ein Prozeß, auf dem wir sicher schon viele Schritte gemacht haben, aber mit dem man nicht zufrieden sein kann.

GAUS: Herr Professor Reinhold, der Kommunismus, aber auch seine Vorstufe, der entwickelte Sozialismus, die brauchen zu ihrer Verwirklichung, so sagt die Lehre, einen neuen Menschen, der in seinem gesellschaftlichen Bewußtsein und seiner Motivation anders geartet ist als der alte Adam, die alte Eva. Aber bleibt sich der Mensch im Grunde nicht immer gleich? Und liegt in der kommunistischen Notwendigkeit eines neuen Menschen nicht die unaufhebbare Grundschwäche dieser Gesellschaftslehre? Kann es einen neuen Menschen geben?

REINHOLD: Diese Frage ist wahrscheinlich nicht ganz einfach zu beantworten. Ich glaube, bei der Beantwortung wäre hier nichts unsinniger, als irgendwelche Kürzel zu verwenden. Natürlich ist das ein langer Prozeß, der sich vollzieht. Vielleicht dauert er länger, als ursprünglich die Marxisten angenommen haben. Aber daß sich eine Änderung des Menschen vollzieht, daran gibt es für uns keinen Zweifel. Es ist nur die Frage, woran mißt man das? Was sind die Maßstäbe für diesen neuen Menschen? Und vielleicht kann man zunächst indirekte Maßstäbe nehmen. Wir haben in den letzten fünf bis zehn Jahren ja eine außerordentlich dynamische Entwicklung unserer Wirtschaft unter komplizierten, schwierigen Bedingungen vollzogen. Wir haben ein Wachstum des Nationaleinkommens im Jahresdurchschnitt der letzten fünf Jahre von viereinhalb Prozent. Aber wir haben ja viele Motive, die im Kapitalismus zu hohen Leistungen führen, die sind bei uns unwirksam: die Furcht vor Arbeitslosigkeit, die Furcht vor sozialem Abstieg und vieles andere. Natürlich spielt die materielle Interessiertheit in unserem System eine Rolle: Prämien und vieles andere. Aber eine solche Entwicklung wäre nicht nur aus der Form der materiellen Interessiertheit zu erklären, wenn nicht auch eine subjektive Veränderung und eine andere Einstellung zu diesem Prozeß sich herausgebildet hätte.

GAUS: Also, was erlaubt es Menschen, andere Menschen zu ihrem Glück zu zwingen?

REINHOLD: Ich glaube, daß niemand einen anderen zu seinem Glück zwingen kann, wenn er nicht letztendes selbst ...

GAUS: ... Aber ist nicht der — jetzt ganz unpolemisch gesagt — ist nicht der Erziehungsversuch Ihres Systems zu diesem neuen gesellschaftsbewußten Menschen der Versuch, den Menschen zu einer Einsicht zu bringen: das ist dein Glück, diese Einsicht solltest du entwickeln.

Worauf gestützt kann man dieses Menschen abverlangen, auf die eigene Heilsgewißheit?

REINHOLD: Natürlich spielt die ideologische Arbeit, die Erziehungsarbeit in der Schule in dieser Hinsicht eine Rolle, aber es gab einmal Vorstellungen auch bei den Marxisten-Leninisten, daß man gewissermaßen 10 Gebote der Moral, des Verhaltens aufstellen kann. Ich glaube, daß das lange vom Tisch ist, so daß in erster Linie — wenn Sie so wollen — Erziehungsmethode oder -effekt, -ziel darin besteht, daß die sozialen Existenzbedingungen verändert werden.

GAUS: Das Sein schafft das Bewußtsein ...

REINHOLD: Das Sein schafft das Bewußtsein, natürlich mit ideologischer Arbeit, aber in erster Linie die Veränderung des Seins. Also beispielsweise: die Schaffung der sozialen Sicherheit, die demokratische Mitwirkung in der Produktion, in der Wirtschaft, in wichtigen Prozessen ...

GAUS: ... die auf eine Weise sich vollzieht, von der auf unserer Seite gesagt wird, daß sie eben nicht demokratisch sei, weil sie nicht abwählbar ist, keine Alternativen zuläßt.

REINHOLD: Wieso läßt sie keine Alternativen zu? Ich glaube, daß darin gerade einer der großen Vorzüge der Demokratie bei uns besteht, daß hier nicht nur alle paar Jahre eine Wahl stattfindet, die sicher wichtig ist, und wir stehen ja vor einer solchen Wahl, aber daß vor allem wir die Möglichkeit geschaffen haben und ausbauen, daß diese demokratische Mitwirkung im wichtigsten Lebensbereich, in der Wirtschaft, ja sich vollzieht. Das war schon immer von großer Bedeutung, und das wird heute im Prozeß der Rationalisierung von noch größerer Bedeutung. Und welche Varianten dort vollzogen werden und vieles andere in der Gesellschaft, das ist natürlich ein Gebiet, ein Bereich der Diskussion, der Varianten, Wahl und auch heftiger Auseinandersetzung und heftiger Kritik.

GAUS: Alle geschlossenen Denk- und Glaubenssysteme, auch Kirchen, haben Nachbesserungsbedürfnisse in ihren Dogmen. Sie haben bei einigen ihrer Antworten schon eingeräumt, einige Male, daß dies oder jenes sich anders entwickelt habe, mehr Zeit brauche, als das ganz ursprünglich von den Marxisten angenommen worden ist. Nachbesserungsbedürfnisse in den Dogmen. Wenn die vorhanden sind, wenn die Lehre flexibel sein muß, worauf stützt sich dann am Ende die Selbstgewißheit, die Siegesgewißheit Ihrer Lehre?

REINHOLD: Zunächst würde ich doch gern ein paar Bemerkungen machen zu den Dogmen. Natürlich haben wir eine Reihe von Grundpositionen, aber diese Grundpositionen müssen ja schöpferisch angewandt, weiterentwickelt werden. Die Praxis führt ständig zu neuen Erkenntnissen und korrigiert auch manches, so unser Verständnis der Theorie, daß die Theorie eine theoretische Verallgemeinerung der praktischen Erfahrung ist. Und des-

halb würde wirklich eine Theorie zu einer Dogmen-Sammlung erstarren, wenn sie nicht ununterbrochen weiterentwickelt würde und nach vorne offen ist. Und das ist der Marxismus-Leninismus.

Die zweite Frage, worauf wir unsere Siegesgewißheit stützen: Ich glaube, heute sind eine Reihe von Faktoren, zwei oder drei Faktoren sind von besonderer Bedeutung. Das erste, es vollzieht sich eine Entwicklung in der Wirtschaft, in der Gesellschaft, die immer offensichtlicher macht, daß unter Profitprinzipien und diktiert durch Profitprinzipien grundlegende gesellschaftliche Probleme nicht mehr gelöst werden können, daß andere Lösungen notwendig sind. Lösungen, die mehr gesellschaftlich sind, die also in Richtung Sozialismus gehen. Wir sind der festen Überzeugung, daß die Hauptform, das Hauptgebiet des Wettstreites zwischen Sozialismus und Kapitalismus eben in der Frage besteht, wer ist besser in der Lage, die gesellschaftlichen, die sozialen Probleme dieser wissenschaftlich-technischen Revolution im Interesse aller Menschen zu lösen.

GAUS: Sie sagen, Ihr System ist eher in der Lage?

REINHOLD: Ja.

GAUS: Nutzen Sie Ihre Chance, begründen Sie über das hinaus, was Sie schon gesagt haben, warum nach Ihrer Meinung Ihr System eher in der Lage ist.

REINHOLD: Es gibt ja eine große Diskussion international in kapitalistischen und sozialistischen Ländern, die in der Frage gipfelt: Bleibt der Mensch nicht auf der Strecke, bestimmt und diktiert die moderne Wissenschaft und Technik nicht das ganze Leben, so daß die Stellung des einzelnen immer unbedeutender wird, daß der einzelne immer mehr an den Rand des Geschehens gedrängt wird. Die entscheidende Frage ist, ob dieser Prozeß sozial beherrscht werden kann.

GAUS: Das ist jetzt die Beschreibung des Problems. So weit stimmen beide Systeme überein.

REINHOLD: Und wir sind der Meinung, da bei gesellschaftlichem Eigentum an den Produktionsmitteln der Profit nicht mehr das Bestimmende ist, daß es eher möglich ist, Lösungen und Wege zu finden, um diesen Prozeß sozial zu beherrschen. Und ich glaube, daß wir dafür auch schon einige Beweise erbracht haben, daß das möglich ist.

GAUS: Aber, wenn Sie technische Neuerungen — Automatisierung, Computerisierung, Elektronik — immer erst einführen wollen, sobald gleichzeitig auch die damit verbundenen sozialen Folgen — also zum Beispiel neue Arbeitsplätze schaffen für Freigesetzte — gelöst sind, wenn Sie das wollen, geraten Sie dann nicht zwangsläufig international in Wettbewerbsnachteile? Ich frage Sie nicht nach Ihren guten Absichten, sondern ich frage Sie nach den Marktbedingungen der internationalen Konkurrenz, an denen sich ja auch die DDR mit ihrer Wirtschaft beteiligen muß und beteiligt. Ge-

raten Sie nicht zwangsläufig in Nachteile?

REINHOLD: Da kann es Widersprüche geben und gibt es Widersprüche. Nur — glaube ich — muß man zwei Dinge von unserer Politik aus berücksichtigen: das erste, die sozialen Ziele haben bei uns absolute Priorität.

GAUS: Na gut, sie müssen aber auch finanziert werden.

REINHOLD: Und wir verzichten, wenn wir eine Alternative stellen würden — so steht sie nicht, aber ich möchte es überspitzen —, wir würden lieber auf 100 Computer verzichten als auf unser Wohnungsbauprogramm.

GAUS: Gut, aber wenn Sie das tun, geraten Sie ins Hintertreffen.

REINHOLD: Damit ist die zweite Frage verbunden. Wir sind aber überzeugt, und — ich glaube — daß die Entwicklung, besonders der letzten fünf Jahre, uns recht gibt, und daß auf diesem Weg, durch diese Verbindung von wissenschaftlich-technischem und sozialem Fortschritt, auf die Dauer Triebkräfte hervorgebracht werden, die wirkungsvoller sind als die im Kapitalismus, so daß beides miteinander immer besser in Übereinstimmung gebracht werden kann. Ich sage nicht, daß es in jeder Hinsicht schon eine Übereinstimmung ist, aber daß dies — und nach unseren Erfahrungen wird das bestätigt — die Grundlage dafür sein wird.

GAUS: Die jetzt gültige Lehre von der entwickelten sozialistischen Gesellschaft wird außerhalb der sozialistischen Staaten von links wie von rechts angegriffen, Herr Professor Reinhold. Die einen sagen vorwurfsvoll, es werden sozialistische, kommunistische Ideale an Kompromisse verraten; die anderen sagen schadenfroh, im sozialistischen System wolle man auch nur noch mit heraushängender Zunge den Konsummöglichkeiten des Kapitalismus hinterherlaufen, sie erreichen, nach Möglichkeit überholen. Stichwort für beides: Gulasch-Kommunismus.

Sie werden das leicht entkräften können, theoretische Theorie ist geduldig. Ich frage etwas ganz anderes: Was soll Sie eigentlich an diesem Vorwurf stören? Immerhin bedeutet eine solche Politik doch, daß heute etwas Gutes für die Menschen versucht werden soll und nicht erst in einer ferneren Zukunft. Bekennen Sie sich zum Gulasch-Kommunismus?

REINHOLD: Das ist etwas vereinfacht — »Gulasch-Kommunismus«. Aus verschiedenen Gründen ist es vereinfacht. Zunächst möchte ich feststellen, uns stört diese Kritik nicht. Wir ändern deshalb nicht irgend etwas in unserer Strategie, unserer Politik. Nur ist ganz klar, daß war ja die wichtigste Schlußfolgerung, in den 60er Jahren stand ein wichtiges Problem zur Entscheidung: soll die nächste Etappe eine Etappe des Übergangs zum Kommunismus sein, oder sollen erst alle Möglichkeiten des Sozialismus ausgeschöpft werden? Und im Grunde war das, wenn man das etwas vereinfacht darstellt, die Frage, arbeiten wir in erster Linie für künftige Generationen oder für die heutige Generation? Und die Entwicklung der sozialistischen Gesellschaft ist die Entscheidung, daß wir für die heutigen Generationen

alles tun, daß jeder Schritt in der Entwicklung des Sozialismus mit einer Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen der heutigen Generation verbunden sein muß. Das bedeutet aber nicht, daß wir kapitalistischen Idealen nachlaufen, davon kann überhaupt keine Rede sein. Wenn wir das wollten, müßten wir nur die gleichen Methoden anwenden und würden das gleiche sicher erreichen. Das tun wir aber nicht. Darin besteht ja eines der Probleme, der Zielstellung unserer gesamten Politik, unserer Strategie. Die erste Frage, wir haben schon diskutiert darüber vorhin, ist, wie kann eine untrennbare Verbindung von wissenschaftlich-technischem und sozialem Fortschritt erreicht werden? Wie kann die moderne Wissenschaft und Technik eingeführt werden ohne Arbeitslosigkeit? Wie kann dieser Prozeß vollzogen werden mit einer Verbesserung der sozialen Sicherheit für alle? Und ich glaube nicht, daß wir aus irgendeinem kapitalistischen Land oder von irgendeinem kapitalistischen Konzern hier ein Beispiel für uns nehmen können, dem wir nacheifern oder das wir einholen oder überholen wollen.

GAUS: Die DDR sagt, es gäbe keine Arbeitslosigkeit bei ihr. Aber es heißt, daß es da und dort bei der Einführung von Automatisierung zum Beispiel zu Umsetzungen von Arbeitskräften gekommen ist, mindestens für eine Übergangszeit, bei der diese Menschen zwar noch entlohnt wurden, in Arbeit waren, aber sozusagen Fabrikhöfe gefegt haben, weil die Automatisierung schneller kam, als die sozialen Umsetzungspläne erfüllt werden konnten. Ist das nicht verdeckte Arbeitslosigkeit, die zunehmen wird?

REINHOLD: Ich weiß nicht, ich kenne auch dieses Argument, ich weiß nicht, womit das begründet wird, weil es in der Realität nicht existiert. Natürlich kann es sein, da das bei uns im Arbeitsgesetzbuch festgelegt ist, daß niemand entlassen werden darf, dem nicht seiner Qualifikation, seiner Berufserfahrung entsprechend ein anderer Arbeitsplatz vermittelt wird. Daher kann es sein, daß der Prozeß der Umsetzung dieses oder jenes zeitliche Problem einschließt und mit sich bringt, was aber in der Realität kaum der Fall ist. Wir müssen ja berücksichtigen, von allen, die durch Automatisierung freigesetzt wurden in den letzten drei Jahren, sind 90% wieder im gleichen Kombinat, im gleichen Betrieb eingesetzt worden, nur 10% haben Kombinat oder Betrieb gewechselt. Und das ist für die Mehrzahl reibungslos verlaufen. Ich bestreite nicht, daß es hier und da solche Reibungen geben kann, aber niemand würde bei uns bei dem großen Bedarf an Arbeitskräften, den wir nach wie vor haben für wichtige Aufgaben, niemand würde einen solchen Zustand zulassen, daß Arbeitskräfte nur Höfe fegen.

GAUS: Woran liegt es, daß, von der Befriedigung von Grundbedürfnissen abgesehen, die DDR einen geringeren Konsumstandard hat als die Bundesrepublik?

REINHOLD: Ich würde wieder zwei Gesichtspunkte dabei berücksichtigen. Ich weiß nicht, ob wir den gleichen Konsumstandard wie die Bundesrepublik anstreben.

GAUS: Vorhin waren wir, als Sie den entwickelten Sozialismus erklärten,

geneigt zu sagen, wir wollen jetzt, nicht in der Zukunft, sondern jetzt etwas für die Menschen bewirken.

REINHOLD: Ohne Zweifel ist das Problem, mehr moderne Konsumgüter zu produzieren, eines der Probleme, ohne daß wir etwa hier einen formalen Vergleich machen wollen, weil wir einen großen Teil unserer ökonomischen Kraft auf die Lösung anderer sozialer Aufgaben lenken, die wir in der Einheit betrachten müssen, also beispielsweise die Entwicklung des Bildungssystems, die Entwicklung der medizinischen Betreuung und vieler anderer Bereiche. Und man kann das Lebensniveau nur im Zusammenhang aller dieser Faktoren sehen, nicht nur, wenn man die vollen Kaufhäuser oder die vollen Läden betrachtet. Und ich glaube, daß wir bestrebt sind — natürlich bei aller Notwendigkeit, die Konsumgüterproduktion über das bisher notwendige Maß auszudehnen. Wenn man den jetzigen neuen Fünf-Jahres-Plan betrachtet, dann ist das ein Schwerpunkt. Aber wir streben nicht auf diesem Gebiet ein Einholen oder Überholen an, sondern haben unsere Vorstellungen von sozialistischen Lebensbedingungen, die eben sowohl die materiellen wie die geistigen, kulturellen und sozialen miteinander verbinden.

GAUS: Also, es hat ja auch schon kommunistische Führer gegeben in der Sowjetunion, die durchaus Amerika und westliche Staaten überhaupt überholen wollten, auch im Konsum. Hat die Partei immer recht, oder irrt sie sich auch manchmal? Was ist Ihr Urteil heute über Stalinismus?

REINHOLD: Die Partei — würde ich meinen — hat in ihren grundlegenden Zielen, eine Gesellschaft anzustreben ohne Krieg, ohne Ausbeutung, soziale Gerechtigkeit, Entwicklungsmöglichkeiten für alle, natürlich immer recht. Aber natürlich ist das Anstreben, das Ringen um dieses Ziel auch mit Fehleinschätzungen und mit Irrtümern verbunden. Und — ich glaube — die Stärke einer Partei — auch von unseren Gesichtspunkten — ist nicht die, ob Irrtümer gemacht, begangen werden oder nicht, sondern ob sie fähig ist, diese Irrtümer zu korrigieren.

GAUS: Stalinismus?

REINHOLD: Zu Stalin: Ich glaube, dieses Kapitel haben wir längst abgeschlossen. Es ist heute leicht, von der heutigen Sicht her, mit den Erfahrungen ein Urteil abzugeben. Unser Urteil ist völlig klar. Stalin hat eine große Rolle gespielt beim sozialistischen Aufbau als Vorsitzender der Partei, besonders im Zweiten Weltkrieg. Zugleich hat er Fehler begangen. Diese Fehler wurden korrigiert. Für uns ist das ein historisches, zurückliegendes Kapitel, das für unsere heutige Politik keine Bedeutung hat.

GAUS: Kehren wir noch einmal zu den Menschen und ihren gesellschaftlichen Verhaltensweisen zurück, zu den Fragen: alter Adam, alte Eva oder die mögliche Fähigkeit, einen neuen Menschen heranzubilden. Vereinfacht gesagt, man hat in Ihrer politischen Gesellschaftsordnung, Herr Reinhold, lange Zeit darauf vertraut, daß das Kollektiv auch individuelle Konflikte lösen, mindestens zuverlässig mildern könne, und daß in dieser Gemein-

schaft der gesellschaftsbewußt handelnde Mensch sich überwiegend forme. Ist mein Eindruck richtig, daß seit einiger Zeit in den gesellschaftswissenschaftlichen, den pädagogischen, den politisch-psychologischen Erwägungen der SED das Individuum mit seinen Licht- und Schattenseiten stärker beachtet wird, stärker als früher?

REINHOLD: Dieser Eindruck ist völlig richtig. Wobei das sicher mit verschiedenen Faktoren zusammenhängt. Ich würde mindestens zwei solcher Faktoren hier nennen. Der erste ist: Es sind bestimmte Entwicklungsprobleme der sozialistischen Gesellschaft, nehmen wir einmal das Bildungssystem als Beispiel — man kann das auch auf andere Gebiete anwenden —, das erste, was wir auf diesem Gebiet gemacht haben, das war, daß wir das Bildungsprivileg gebrochen haben nach 45. Das zweite, daß wir ein Schulsystem aufgebaut haben, das jedem die Möglichkeit gibt, seine Fähigkeiten und Talente zu entwickeln. Nachdem wir aber diese Voraussetzungen geschaffen haben, muß natürlich der einzelne diese Möglichkeiten nutzen und seine Fähigkeiten und Talente entwickeln. Die Gesellschaft kann nicht die Aufgabe für ihn übernehmen. Ein zweiter Faktor hängt sicher mit der wissenschaftlich-technischen Entwicklung zusammen.

Ich glaube, daß sowohl im Kapitalismus wie bei uns die Auffassung korrigiert worden ist, daß diese moderne Wissenschaft und Technik die Persönlichkeit an den Rand drängt. Es zeigt sich, daß die Persönlichkeit wohl eine außerordentlich große Rolle spielt oder eine immer größere Rolle. Und das kann nicht nur das Kollektiv machen, obwohl das Kollektiv und die Entwicklung im Kollektiv außerordentlich wichtig ist für die Entwicklung des einzelnen.

GAUS: Diese Hinwendung zum Individuum, die verstärkte Hinwendung zum Individuum — wie Sie es erklären —, auf der zunächst geschaffenen und zu schaffenden breiten Basis des allgemeinen Bildungssystems, diese Hinwendung, die Sie einräumen, wird sie nicht als naturnotwendig zu weiteren, zu neuen Schichtungen in der Gesellschaft führen? Wird sie nicht neue Eliten hervorbringen? Wird sie nicht Ansätze zu einer bevorrechtigten Schicht, wenn nicht einer neuen Klasse mit sich bringen? Als Gefahr — vielleicht können Sie es steuern, aber — räumen Sie die Gefahr ein?

REINHOLD: Ich glaube, daß unsere Gesellschaft eine sehr dynamische Gesellschaft ist mit vielen Veränderungen, die sich vollziehen. Nur scheint mir das wichtigste an uns, daß wir versuchen zu steuern. Die Tatsache ist, daß wir jedem die Möglichkeit der Entwicklung offenhalten. Ich möchte nur daran erinnern, 80% aller Professoren an den Universitäten sind entweder vorher Arbeiter gewesen oder sind Arbeiterkinder. Oder mehr als 90% aller Offiziere unserer Nationalen Volksarmee sind frühere Arbeiter und Kinder aus Arbeiterfamilien.

GAUS: Wiederum haben Kinder aus anderen Schichten Schwierigkeiten, zur erweiterten Oberschule zugelassen zu werden.

REINHOLD: Wir versuchen ja, zwei Dinge auf diesem Gebiet miteinander

zu verbinden. Einmal die Leistung natürlich, die Befähigung — Leistung jetzt nicht im engeren Sinne, nach Noten gemessen — die Befähigung aber, das selbe Bestreben zu verbinden mit einer sozialen Steuerung, dazu gehört, daß wir anstreben und in den vergangenen Jahren erreicht haben — und wir wollen es auch künftig —, daß etwa 60% aller Studenten aus der Arbeiterklasse kommen, um eben diese Durchlässigkeit der Entwicklung zu gewährleisten.

GAUS: Gut, dies ist jetzt die Frage, ohne daß meine zuletzt gestellte Frage ganz beantwortet wäre, dies ist jetzt die Frage der Herkunft. Ich hatte vorher gefragt, ob nicht aus der Hinwendung zum Individuum, aus der Förderung auch der individuellen Leistung — notwendig in der neuen industriellen Revolution — die Gefahr oder die Chance — wie man es sieht — von neuer Elitebildung, von neuen Schichtungen in der Gesellschaft liegt. Also jetzt nicht die Herkunft betrachtet, sondern das Ergebnis betrachtet. Wird nicht am Ende — ganz naturnotwendig — der durch besondere Leistung in der Gesellschaft Ausgewiesene seine besonderen Ansprüche stellen und auch seine Privilegien fordern? Oder werden sie ihm nicht ganz natürlich zuwachsen?

Kommt Ihnen nicht eine neue Klassengesellschaft auf diese Weise hinein?

REINHOLD: Natürlich — und das machen wir bewußt — fördern wir solche Persönlichkeiten. Damit kann verbunden sein, daß er auch besondere Ansprüche stellt, die über seine Leistung für die Gesellschaft hinausgehen. Das ist möglich. Aber wir verbinden ja diesen Prozeß, und — glaube ich — wir dürfen diesen Prozeß nicht als isolierten Vorgang betrachten, sondern um auf Ihre vorher gestellte Frage zurückzukommen: Wir verbinden diesen Prozeß ja mit dem Ausbau der Demokratie im Betrieb, in allen Bereichen des Lebens. Und da wird es schon für den einzelnen, bei aller Würdigung seiner Leistungen, schwierig, sich gewissermaßen außerhalb der Gesellschaft als eine neue Elite zu stellen. Also ich glaube, bei allen Problemen, die damit verbunden sind, von denen ich nichts abstreichen möchte, hängt das sehr wesentlich mit der Entwicklung in anderen Bereichen und besonders mit der Entwicklung der Demokratie auf diesem Gebiet zusammen.

GAUS: Der herkömmliche Mensch wird neben nachgeordneten Antriebskräften hauptsächlich vom persönlichen Gewinnstreben zur Leistung motiviert. Wenn man alle ideologischen Schnörkel wegläßt, wird dann nicht der neue Mensch im Sozialismus notgedrungen mit Prämien und Ähnlichem zur Arbeitsleistung motiviert? Ist die materielle Interessiertheit nicht doch der Schlüssel zum alten Adam?

REINHOLD: Ohne Zweifel spielt die materielle Interessiertheit heute und sicher noch für eine lange Zeit eine außerordentlich große Rolle.

GAUS: Sie glauben, nicht für immer?

REINHOLD: Nein, wir haben ja einen Prozeß. Unsere Soziologen machen

beispielsweise seit langem Untersuchungen über Fluktuationsprozesse, die in der Industrie sich vollziehen, und untersuchen die Gründe, warum. Und lange Zeit stand an erster Stelle die Höhe des Einkommens. Und da hat sich ja in den letzten fünf, vielleicht acht Jahren, eine Veränderung der Werteskala vollzogen. Die Atmosphäre in der Arbeit, die Entwicklungsmöglichkeiten gewinnen ein immer größeres Gewicht, so daß wir eine einseitige, nur auf die materielle Interessiertheit ausgerichtete Motivation schon lange nicht mehr haben, ohne daß die materielle Interessiertheit an Bedeutung verlieren wird. Und eigentlich sind wir überzeugt, daß dieser Prozeß in diese Richtung weitergeht, subjektive, geistige, politische Motive ein immer größeres Gewicht haben als Antrieb, als Triebkraft für hohe Leistungen.

GAUS: Herr Reinhold, Sie sind im Dezember 1925 geboren, also gerade — vor ein paar Monaten — 60 Jahre alt geworden, und Sie sind, gleich nach 1945 — Sie stammen aus einer kommunistisch geprägten Familie, Ihr Vater, ein Porzellanmaler, war Kommunist, der von 1939 bis 1945 im Konzentrationslager gefangengehalten wurde —, Sie sind also seit Anbeginn der DDR im politischen Dienst als Funktionär. Was Sie mir hier an Antworten geben — 30 Jahre vorher, eine andere DDR, andere Umstände international, aber eben auch ein 30 Jahre jüngerer Otto Reinhold: Von welchen Utopien und Illusionen haben Sie durchs Älterwerden, Kommunist geblieben, aber älter geworden, von welchen Hoffnungen haben Sie Abschied genommen? Was war das Schmerzliche?

REINHOLD: 30 Jahre sind natürlich ein langer Prozeß, ein Prozeß, in dem viele neue Realitäten entstehen, neue Realitäten wirken, und es wäre ja völlig absurd anzunehmen, daß in dieser Zeit nicht alte Erkenntnisse durch manche neue korrigiert worden sind. Wahrscheinlich nicht nur bei mir, sondern auch bei vielen anderen. Vor 30 oder 40 Jahren gab es doch manche Vorstellungen über die sozialistische Gesellschaft, die mehr aus der Theorie heraus entwickelt worden sind.

GAUS: Flausen im Kopf?

REINHOLD: Einseitige und auch primitive Vorstellungen. Zum Beispiel, daß das sozialistische Eigentum so wichtig ist, wenn es da ist, sind damit alle Fragen gelöst. Natürlich ist das sozialistische Eigentum an Produktionsmitteln wichtig, aber wenn man das nicht so gestaltet, daß es wirklich als Triebkraft wirkt, nützt es überhaupt nichts. Also die Vorstellung, daß dann schon alles — ich übertreibe jetzt etwas — automatisch vor sich gehen wird, daß es weniger Mühe machen wird, als erst die Grundlagen zu schaffen — diese Vorstellung war sicher weit verbreitet, und ich glaube, davon haben wir längst Abschied genommen.

GAUS: Schmerzt Sie Anpassung an die Realität? Gelegentlich?

REINHOLD: Ich weiß nicht, ob man das Wort schmerzhaft hier verwenden kann. Natürlich, manches hat man sich leichter vorgestellt.

GAUS: Was meinen Sie, warum so viele Menschen die DDR verlassen möchten? Eine Ihrer Töchter, eine Ärztin, Herr Reinhold, ist von einer Westreise nicht in die DDR zurückgekehrt. Warum wollen so viele Menschen weg?

REINHOLD: Ich möchte jetzt nicht mit Ihnen streiten, wie viele oder viele, um den Begriff viele. Aber Tatsache ist, daß wir nicht eine in dem Sinne homogene Gesellschaft sind, daß alle Bürger der DDR Marxisten-Leninisten sind, daß alle Kommunisten wären, schon gar nicht Mitglied der SED. Es gibt unterschiedliche Auffassungen und unterschiedliche Interessen. Und die spielen natürlich hier eine Rolle. Wahrscheinlich verbunden — wie sich zeigt — mit vielen Illusionen, unrealen Vorstellungen und Hoffnungen, die sich in der Regel ja nicht bewahrheiten. Und deshalb gibt es natürlich solche Erscheinungen. Wir versuchen, alle zu gewinnen. Aber nicht alle gewinnen wir, was schade ist. Was meine Tochter betrifft: Kinder — sie war ja schon 30 — gehen oft andere Wege als die Eltern, noch dazu, wenn Liebe im Spiel ist. Auch Wege, die ich als Vater nicht billigen kann. Für mich ist das sehr schmerzhaft, aber solche Prozesse vollziehen sich.

GAUS: Können Sie sich eine internationale Lage allgemein und in Mitteleuropa, da, wo die beiden deutschen Staaten liegen, vorstellen, bei der die Freizügigkeit in ganz Europa gewährleistet wird?

REINHOLD: Natürlich kann ich mir das vorstellen, aber in diese Vorstellung ist eingebegriffen, daß sich bedeutende Veränderungen vollziehen müssen, daß viele Erscheinungen der Konfrontation, die heute existieren, abgebaut werden. Und ich meine, das Bild, das Gorbatschow und die sozialistischen Staaten mit der Beseitigung von atomaren Waffen, mit einer Form der Zusammenarbeit, und der 27. Parteitag hat ja viele Vorschläge gemacht, ich glaube, in dem Maße, wie sich eine solche Entwicklung real vollziehen würde — heute gibt es noch viele Widerstände und Gegner gegen eine solche Entwicklung, die die Sozialdemokraten als Sicherheitspartnerschaft unter anderem bezeichnen und eine neue Etappe der Entspannung — daß in diesem Zusammenhang auch diese Fragen anders gelöst werden können, als das heute der Fall ist.

GAUS: Vor einigen Wochen sind Sie in der Bundesrepublik aufgefallen, Herr Professor Reinhold. Sie haben, gestützt auf Zitate Gorbatschows und Honeckers, in der außenpolitischen Zeitschrift der DDR »Horizont« einen Artikel über die friedliche Koexistenz, das Zusammenleben von Kapitalismus und Sozialismus auf der Welt veröffentlicht. Jede kriegerische Auseinandersetzung, jede gewaltsame Form von kommunistischer Weltrevolution — auch nach den Geboten Ihrer Lehre, Ihrer Ideologie — als falsch, als von den Fakten überholt ausgegeben. Gibt es also nach Ihrer Auffassung keine gerechten Kriege mehr?

REINHOLD: Wenn ich zum ersten Teil der Frage eine kurze Bemerkung machen kann: Ich wurde von der Redaktion gebeten, einmal aus theoretischer Sicht alle neuen Vorschläge, die dazu gemacht wurden, neue Ideen,

die von sozialistischen Staaten, von Gorbatschow, Erich Honecker entwickelt und dargelegt wurden, zusammenzufassen. Und eigentlich war ich außerordentlich erstaunt über diese Reaktion. Ich kann mir nur vorstellen, daß diejenigen, die so reagiert haben, das nicht zur Kenntnis genommen haben, was Gorbatschow auf dem 27. Parteitag, was Erich Honecker vielfältig gesagt hat, was Horst Sindermann bei dem letzten Besuch hier gesagt hat, und nichts anderes steht da drin.

GAUS: Ja, das ist wahr, ich habe es nachgelesen ...

REINHOLD: Die zweite Frage — gerechte und ungerechte Kriege —, die ist nicht ganz einfach mit Ja oder Nein zu beantworten. Es gibt natürlich Befreiungskriege — ob alle, die um ihre nationale Befreiung kämpfen werden, nicht in eine Situation in dem einen oder anderen Land kommen werden, wo sie dies auf bewaffnetem Weg machen würden oder müßten —, ich glaube, das kann man nicht ausschließen. Und insofern ist das natürlich ein gerechter Krieg.

Was aber diese Bezeichnung betrifft auf die heutigen atomaren Kriege: Ich bin der festen Überzeugung, daß sich hier diese Kennzeichnung als gerechter oder ungerechter Krieg überholt hat.

GAUS: Erlauben Sie mir eine letzte Frage: Werden Sie den Kommunismus noch erleben?

REINHOLD: Kommunismus in den Vorstellungen theoretisch begründet, wie wir sie haben, von dem wir noch gar nicht wissen, wie er im einzelnen sein wird, den werde ich leider nicht erleben. Und ich bin schon sehr froh, daß ich an der Gestaltung der sozialistischen Gesellschaft — und ich hoffe noch lange — teilnehmen kann.

Das Gespräch wurde — im Rahmen der bekannten Reihe der unter dem Titel 'Deutsche' von Günter Gaus geführten Gespräche — am 20.4.86 im WDR-Fernsehen (ARD) ausgestrahlt. Die Redaktion hatte Sigrid Rohland.

Der Weise, wenn er in dem Ochsen des Falaris gebraten würde, würde ausrufen: »Wie wohl mir ist!« Da ein Epikur so was Schönes gesagt hatte, so könnten, wie Seneka meint, die Stoiker nun wohl mit Ehren nicht weniger sagen. Indessen gesteht er doch, daß ein weiser Mann, wenn es bey ihm stände, lieber nicht gebraten werden wollte; aber nicht etwa um der Unbeaglichkeit der Sache willen, sondern weil es der Natur nicht gemäß ist, daß ein weiser Mann sich ohne Noth braten lasse.

Christoph Martin Wieland

ZUM 90. GEBURTSTAG
VON WIELAND HERZFELDE
AM 11. APRIL 1986
UND ZUM 70. JAHRESTAG
DER GRÜNDUNG
SEINES MALIK-VERLAGES
IM JULI 1986
IST ERSCHEINEN

DER MALIK-VERLAG
1916 - 1947

CHRONIK EINES VERLAGES
MIT EINER VOLLSTÄNDIGEN
BIBLIOGRAPHIE ALLER IM
MALIK-VERLAG
UND AURORA-VERLAG
ERSCHINENEN TITEL

256 SEITEN
275 ABBILDUNGEN
GROßFORMAT * GEBUNDEN
DM 48,-



NEUER MALIK VERLAG

NEUER MALIK VERLAG GMBH
Wolfsr. 6
2300 Kiel 1
Tel. 6431/577170
Verkehrs-Nr. 14555
ISBN 3-89029-

Bereits wenige Jahre nach seiner Gründung gehörte der Malik-Verlag zu den repräsentativsten Verlagen der literarischen Linken und des revolutionären Geistes. Mit dieser Chronik werden erstmalig die Entwicklungsphasen des heute bereits legendären Verlages dokumentiert: von den Anfängen im Berlin des ersten Weltkrieges bis zu den Stationen seines Exils in Prag und New York. Die zahlreichen, weithin unbekannten und hier zum ersten Mal veröffentlichten Dokumente machen diesen Band für alle Literaturliebhaber zu einem erregenden Lesebuch zur Literaturgeschichte der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts und unverzichtbar für alle Sammler, Buchhändler, Bibliothekare + Antiquare, Literaturhistoriker und -kritiker.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt beim Verlag.

Perspektiven
des Demokratischen
Sozialismus

pds
Zeitschrift der
Hochschulinitiative
Demokratischer
Sozialismus (HDS)
ISSN 0176 - 0750

Herausgegeben von:

Iring Fetscher
Jiri Kosta
Leo Kläber
Norbert W. Kunz
Karl Theodor Schuon

Bestellungen an:
SP-Verlag
Deutschausstraße 31
3550 Marburg

pds PERSPEKTIVEN DES DEMOKRATISCHEN SOZIALISMUS

Die pds verstehen sich als sozialwissenschaftliche Zeitschrift, die die Tradition des Demokratischen Sozialismus mit den Herausforderungen der neuen sozialen Bewegungen zu vermitteln sucht.

Auf jeweils 80-96 Seiten bringen die pds ausgewählte wissenschaftliche Beiträge zu wechselnden Schwerpunktthemen, Diskussion zu aktuellen theoretischen und praktischen Fragen des Demokratischen Sozialismus, Dokumente, Berichte, Rezensionen u.a.m. Einzelheft DM 7,-

Themen:

Kritik politischer Bildung (85/1); Sozialistische Wirtschaftsreform in Frankreich? (85/2); Technologiesteuerung - Neue Medien (85/3); Wirtschaftsdemokratie (SH 85); Rüstung, Sozialabbau und Gewerkschaften (86/1); Friedens- und Ökologiediskussion in Osteuropa (86/2).

Diskussionen:

Abschied vom Sozialismus?; Sozialismus ohne Staat?; Pro und Contra Ökosozialismus; Demokratischer Sozialismus - Theorie oder nur Programm?; Zur Programmdiskussion in der SPD.

Autoren und Mitarbeiter:

Hartmut Bechtold, Erhard Eppler, Freimut Duve, Ulrich Heyder, Gerhard Himmelmann, Ernst-Ulrich Huster, Otto Kallscheuer, Achim von Loesch, Thomas Meyer, Susanne Miller, Jakob Moneta, Herfried Munkler, Sabine von Oppeln, Sven Papcke, Klaus-Jürgen Scherer, Ota Šik, Michael Strübel, u.v.a.m.

Der Frankfurter JOSEPH grüßt die Düsseldorfer DEBATTE



Weiße Mural Ite
Das *hies* Südafrika: die unglaubliche und wahre Geschichte eines weißen Killers wurde zum Top-Bestseller am Kap. Ein reaktionäres Bekanntnis, entlarvender als tausend spektakuläre Enthüllungen in Sachen Geheimdienst. **Hochspannung!** die den Blick schärft. Ca. 400 Seiten, fester Einband.
28,— DM (0135)



Das Projekt Eden
oder Die große Lüge der Fernseh-Macher
Zensur im Fernsehen
Horbelts Tatsachen-Roman enthält unsere jaumervolle Fernsehwirklichkeit: konkret, mit Namen und Fakten. Und als Buch im Buch gibt's noch einen Science-Fiction-Thriller gratis. 363 Seiten Spannung mit Niveau. Leinen-Einband.
36,— DM (0308)



Doktor Kohl & Compagnie
Wie und womit Kohl & Co. Doctors wurden — hier wird's enthüllt. Die dummdreistesten Passagen aus ihren Doktor-Arbeiten werden ausgebreitet und kommentiert. — Das Ganze dürfte eigentlich nicht wahr sein. Ist es aber! — **Schmerzengeld: 10,— DM (1031)**



Mahnendes Dokument
Drei Jahre bevor (!) Hitler an die Macht kam, brachte Rowohlts dieses Buch heraus. Es berichtet minutiös, was Nazi-Deutschland anrichten wird. Aber kaum jemand wollte das wissen. Es wurde mitgemacht. — Ein prophetisches Dokument. 18,— DM (0903)



»Wenn sie mit dem Hintern wackelt, fließen die Flüsse bergauf«, schrieb Wolf Wondratschek. Der berühmte Bildband, 11. Auflage, 3fach prämiert: (Kodak-Preis, Art-Directors-Club-Medaille, »Schönste Bücher der Stiftung Buchkunst«). Aufwändiger Bildband 28,— DM (1701); als Sonderheft nur 8,— DM (7002)



Spott-Vergnügen über Grass
Endlich wird er mal genüsslich durch den Kakao gezogen, tinsler angeplustert *Großschriftsteller* Günter Grass. Ironisch, erheitend und stilvoll. Eine rattscharfe Parodie auf den neuen Grass-Roman. 10 DM (1850)



Peep-Girl packt aus
Eine ausgebildete Soziologin tritt in der Peep-Show auf. Sie beschreibt aus ihrer Perspektive den Betrieb und ihre Kunden, die Männer. Vor allem aber: sie fotografiert verdeckt. Phantastisch geschrieben. Das sind die Riten einer abgefackten patriarchalischen Gesellschaft. 18,— DM (1023)



Sexualverhalten
10.000 Männer und Frauen gaben Dr. Werner Habermehl, Uni Bielefeld, per Interview und Fragebogen Auskunft über ihr Sexualverhalten: Wie lang, wie oft, mit wie vielen, wann, wo, mit welchen Stimulanzien etc. — Die zur Zeit umfangreichste und aktuellste Untersuchung. 20,— DM (1042)

JOSEPH

Dieses keusche Magazin der Begierde entfesselt Lese-Exzesse. Jeden Monat neu!
Für 5 DM in zeitgemäßen Buchhandlungen, an gediegenen Kiosken, auf besseren Bahnhöfen und bei montanus.

Hmm! Schickt mir erst mal unverbindlich ein Probeheft. 2 DM in Briefmarken für Porto füge ich bei.
Meine Adresse:

Ja, ich bestelle beim Leseladen,
Burgstraße 80, 6000 Frankfurt 60

Stück	Titel	Best.-Nr.	Preis

☐ Scheck (inkl. 3 DM Versand) liegt bei.
☐ Liefere! per Nachnahme. Gebühr zahle ich.

Adresse: _____

Die Neue Gesellschaft Frankfurter Hefte

Zeitschrift für Demokratie und Sozialismus

Herausgeber:

Walter Dirks, Eugen Kogon, Heinz Kühn,
Johannes Rau, Heinz O. Vetter,
Hans-Jochen Vogel, Herbert Wehner

Thema des Mai-Heftes:
Linke Öffentlichkeit

mit Beiträgen von

Rainer Bieling · Walter Dirks · Mathias Greffrath
Thomas Mitscherlich · Manfred Scharrer
Hannes Schwenger · Herbert Stettner
Kurt Stefan Weber · Rolf Zitzlsperger

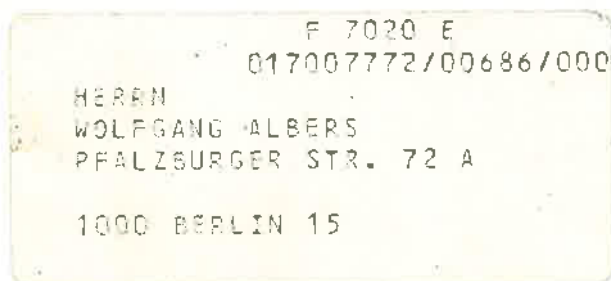
Interview mit André Gorz:
Kapitalistisches Konsummodell und Emanzipation

Interview mit Joop den Uyl:
Die Richtung ist die gleiche, aber
die Wege sind noch sehr verschieden

DIE NEUE GESELLSCHAFT/FRANKFURTER HEFTE
erscheint monatlich, kostet im Jahresabonnement DM 66,—
zuzüglich Versandkosten.

Abonnements und Probehefte:
Redaktion

DIE NEUE GESELLSCHAFT/FRANKFURTER HEFTE
Godesberger Allee 143, 5300 Bonn 2



geplant für

8-**9/86**
September

Franziska Wiethold

Alles im Griff!

oder Die Angst vor dem Zweifel

Jutta Brückner

Bilder des Bösen

Hans Platschek

Fellinis Fressen

Thomas Neumann

über Gerd Fuchs

Peter Maiwald

Entweder und Oder

Der Schriftsteller Günter Kunert

Jacques Limburger

Das heilige Atom

Traktat von der Möglichkeit, eher auf den Tod als auf den Teufel
zu verzichten

Rainer Marwedel

Nachtflug: Disco als Lebensform

Roman Ritter

Gespensstergeschichte

außerdem Texte von: Michael Ben, Sigurd von Ingersleben, Frank Unger

(ab 6. September)